1,30 DM / Band 47

Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Der Alptraum-Garten

John Sinclair Nr. 47

von Jason Dark

erschienen am 29.05.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Alptraum-Garten

Wir wußten, daß sich Myxin, der Magier, und der Schwarze Tod bekämpften. Und davon wollten wir profitieren.

Doch der Schwarze Tod dachte nicht daran, sich in den Dimensionen des Grauens im Kampf um die Macht aufzureiben.

Er griff zu einem Trick.

Von einer besessenen Bildhauerin ließ er sich ein Standbild seiner Person anfertigen und lockte uns in den Alptraum-Garten.

Erst als ich langsam zu Stein wurde, merkte ich, daß ich den Schwarzen Tod unterschätzt hatte...

Der Wind wehte von den Britischen Inseln her, wuchs über dem Kanal zum Orkan auf und fiel auf die französische Küste nieder wie ein hungriges Raubtier.

Noch brachte er keinen Regen oder Schnee mit, sondern pfiff und heulte um Felsen und Riffe, ließ die See kochen und schleuderte gewaltige Wassermassen gegen die Kalksteinfelsen der bretonischen Küste.

Im Innern des Landes flaute der Sturm ein wenig ab, er hatte aber dennoch Kraft genug, um das Wasser des kleinen Sees zu gischtenden Wellen hoch zupeitschen, um sie dann an den Ufern als lange Zungen in das Land hineinlecken zu lassen.

Der Winter neigte sich seinem Ende zu, und es schien so, als würde er noch einmal Atem holen, um sich gegen die wärmere Jahreszeit zu stemmen. Deshalb spielte das Wetter verrückt. Warme und kalte Luftmassen prallten aufeinander, es gab Temperaturstürze und Gewitter, und die Menschen, deren Kreislauf nicht mehr der beste war, hatten unter dem Sturm zu leiden.

Das Wetter machte Lydia La Grange jedoch nichts aus. Obwohl sie schon über fünfzig Lenze zählte, war sie kerngesund. Sie hatte nie in ihrem Leben einen Arzt aufgesucht und ihn auch nicht gebraucht.

Ihr gehörte die Insel.

Sie lag inmitten des sturmgepeitschten Sees, war dicht bewachsen und stemmte sich wie eine Trutzburg gegen den Orkan.

Die Insel hatte Lydia La Grange geerbt. Seit vielen Jahrhunderten befand sie sich im Besitz ihrer Familie. Lydia war die letzte aus der Ahnenreihe der La Granges und hatte keine Nachkommen.

Auch an diesem späten Nachmittag verließ sie ihr hochherrschaftliches Haus, band sich das Kopftuch um und stemmte sich gegen den Sturm. Jean, der Diener, war im Haus geblieben, er hatte ihr nur mit der Laterne geleuchtet.

Der Wind ließ ihren Mantel knattern. Er rüttelte an den Zweigen und Ästen der kahlen Bäume, bog die sorgfältig geschnittenen Hecken des Parks dem Boden zu und bewegte das Gras wie ein riesiges grünes Wellenmeer.

Lydia La Grange spazierte wie immer auf demselben Weg. Und sie passierte dabei die Stellen im Park, die zahlreiche Rätsel bargen und schon manche Menschen dazu verleitet hatten, sich mit Lydia La Grange zu beschäftigen.

Doch überlebt hatte es niemand.

***

»Ich weiß nicht so recht. Das alles paßt mir nicht in den Kram.« Tom Jeffers spielte unschlüssig mit seinem Calvadosglas und ließ es über den blank polierten Tisch bis nach vorn zur Kante rutschen.

»Sag bloß, du kneifst?« Sein Gegenüber schaute ihn erstaunt an.
»Sieh doch mal nach draußen, Pierre. Willst du bei diesem Wetter auf den See fahren?«
»Ich denke, du bist ein Reporter?«
»Richtig, Pierre, aber kein Lebensmüder.«
Pierre Balmain schlug mit der Faust auf den Tisch. »Dann fahre ich eben ohne dich.«
»Das ist noch größerer Wahnsinn.«
»Aber es ist meine Sache. Wie lange haben wir uns schon vorgenommen, daß wir der Insel einen Besuch abstatten. Denkst du, ich möchte mich in der Redaktion auslachen lassen? Pierre Balmain, der rasende Reporter, der Mann, den nichts erschüttern kann, hat Angst vor einem kleinen Lüftchen.«
»Morgen ist der Sturm vorüber«, warf Tom Jeffers, der Engländer, ein.
»Morgen ist auch Redaktionsschluß. Nein, wir fahren hin, und dann telefoniere ich in der Nacht noch meinen Bericht durch.« Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß gar nicht, was in dich gefahren ist, mein Junge. Hast du Angst?«
»Ja, ich habe Angst«, erwiderte Tom Jeffers leise.
»Das darf doch nicht wahr sein.« Pierre Balmain, der Mann mit dem buschigen Oberlippenbart und dem Bürstenhaarschnitt beugte sich vor und schüttelte den Kopf. »Angst hast du doch noch nie gehabt, Tom. Und was haben wir für Dinger gedreht. Denk mal an unsere Reise nach Mekka. Und dann der Trip nach Indien. Alles heiße Sachen, aber jetzt machst du dir in die Hose, weil mal ‘ne stärkere Brise weht.«
»Das stimmt nicht.«
Pierre lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Was ist es dann?«
Jeffers hob die Schultern. Er hatte ein schmales Gesicht mit einem ausgeprägten Kinn und trug das schwarze Haar zu einer Bürste geschnitten. Seine Augen blickten immer ein wenig melancholisch, und wer den traurigen Zug um seine Mundwinkel sah, konnte ihn für einen ewigen Pessimisten oder Nörgler halten. Dabei hatte sich Tom Jeffers, der Reporter, mit Leib und Seele seinem Beruf verschrieben. Im Moment schrieben er und sein französischer Kollege Pierre Balmain eine Artikelserie über Leute, die sich die eigenwilligsten Hobbys leisteten. Die Britischen Inseln hatten sie bereits abgegrast, jetzt war Frankreich an der Reihe. Zuerst die Bretagne und die Normandie.
Die Menschen, die hier wohnten, besaßen noch etwas von der Ursprünglichkeit ihrer Vorfahren. Sie waren bodenständig und von einer bestechenden Geradlinigkeit. »Komm, rede schon!« forderte Balmain.
»Ich kann es dir auch nicht genau sagen, aber ich habe ein komisches Gefühl. Wenn wir auf diese Insel fahren, passiert etwas.«

Pierre Balmain lachte. »Du hast dich von den Geschichten der Dorfbewohner verrückt machen lassen, mein Lieber, das ist es. Klar, die Leute hier halten. Lydia La Grange für verschroben und irgendwie hinterwäldlerisch. Manche haben sogar Angst vor ihr. Ein Junge hat mir erzählt, daß es zu einer bevorzugten Mutprobe gehört, zur Insel hinüberzurudern, dort an Land zu gehen, eine Minute stehen zubleiben und schnell wieder wegzufahren.«

»Und warum gehört es zu einer Mutprobe?« fragte Jeffers.

»Weiß ich auch nicht.«

»Ich kann es dir aber sagen, Pierre. Weil die Leute Angst haben. Dort soll es nicht mit rechten Dingen zugehen. Fischer erzählten, daß sie des Nachts Schreie und Stimmen gehört haben, obwohl die Frau ja nur mit ihrem Diener allein dort lebt. Auf der Insel spukt es.«

»Und du glaubst den Fischern auch.« Pierre tippte sich gegen die Schläfe.

»Warum nicht?«

»Mensch, Tom, wir wollen der Alten nur ein paar Fragen über diese Steinfiguren stellen, das ist doch alles. Deshalb braucht man uns doch nicht gleich umzubringen.«

»Hast du dir mal überlegt, woher diese Steinfiguren stammen?«

Pierre sah seinen Kollegen an. »Nein, aber das wollen wir ja herausfinden.« Er schlug dem Engländer auf die Schulter. »Los jetzt, sei kein Frosch, Meister.«

»Ich weiß nicht…«

Pierre Balmain hob die rechte Hand und schnippte mit den Fingern. »Zwei Calvados noch, Monsieur!«

Der Wirt winkte zurück. Tom Jeffers und Pierre Balmain waren die einzigen Gäste. Als der Mann das Tablett mit den beiden Gläsern auf dem Tisch abstellte, beugte er sich vor und flüsterte: »Ich würde an Ihrer Stelle nicht fahren, Messieurs.«

»Und warum nicht?« fragte Balmain.

»Die Insel ist nicht ganz geheuer. Sie ist verflucht. Vor allen Dingen die Figuren…«

»Hör auf!« Balmain winkte ab. »Erzähle das deiner Großmutter und dem Friseur…«

»Ich meine ja nur.« Beleidigt watschelte der Wirt davon. Er hatte in der Tat den Gang einer Ente.

»Auf uns«, sagte Balmain, hob das Glas und kippte den Calvados in die Kehle.

Tom Jeffers nippte nur. Er hatte seinen Freund nicht davon überzeugen können, zurückzubleiben. Aber im Stich lassen wollte er ihn auch nicht. Dazu hatten sie zu viel gemeinsam gemacht.

Balmain schob seinen klobigen Stuhl zurück. »Auf geht’s, Freund«, sagte er und schlug Tom auf die Schulter. »Wenn wir uns beeilen, sind

wir gegen Mitternacht wieder zurück.«

»Das hoffe ich stark.«

Pierre blieb stehen. »Wie meinst du das denn?«

Tom Jeffers winkte ab. »Ach – nur so…«

***

Sie schnallten ihre Rucksäcke auf und gingen nach draußen. Tom Jeffers trug den Rucksack mit der wertvollen Kameraausrüstung. Pierres Sack war mit Ersatzteilen für die Kameras gefüllt.

Vor der Tür packte sie der Sturm. Er wehte so heftig, daß beide Männer wieder in die Nische gedrückt wurden.

Pierre schimpfte, Tom sagte nichts.

Sie betraten die mit Kopfsteinen gepflasterte Dorfstraße und gingen zur Anlegestelle hinunter. Kein Mensch ließ sich blicken, denn der Wind hatte auch noch den Regen mitgebracht.

Waagerecht peitschte er ihn über das Land. Die Männer zogen die Kapuzen hoch und schnürten sie fest.

Regennaß glänzte das Pflaster. Der See sah aus wie eine schwarze Fläche. Die Insel war mit bloßem Auge nicht zu erkennen.

Bergab führte die Straße dem See entgegen. Das Pflaster glänzte naß. An der Mole lagen die Kähne der Fischer. Es waren einfache Boote ohne Motoren. Nur wenige hatten ein Segel. Gefischt wurde hier für den eigenen Bedarf.

Das aufgewühlte Wasser bewegte die Boote hin und her. Sie stießen aneinander, wurden wieder zurückgetragen, und trieben abermals gegeneinander.

Das Motorboot fiel auf. Es war ein flacher Kahn mit weit vorgezogenem Bug, aus Kunststoff gefertigt und mit einem Heckmotor versehen. Das blaue Boot mit der schräg stehenden Frontscheibe war ein regelrechter Wasserflitzer, allerdings für Sturmfahrten nicht sehr geeignet.

Pierre und Tom hatten es an einer Mole befestigt. Immer wieder wurde es von den Wellen gegen den Strand geschoben, wobei der Kiel über harten Kies glitt.

Schon umspülten die anlaufenden Wellen ihre Füße. Bis zu den Knöcheln wurden sie naß.

Pierre Balmain sprang als erster ins Boot und hätte fast das Gleichgewicht verloren, als der Kahn von einer Welle hart zurückgeschoben wurde.

Balmain schimpfte und hielt sich an der Verkleidung fest. Er nahm seinen Rucksack ab und legte ihn vor die kleine Sitzbank am Heck. Er winkte Tom zu. »Steig schon ein!«

Jeffers blieb noch stehen. »Willst du es dir nicht überlegen?«

»Nein, zum Teufel!« Ein scharfer Windstoß riß Pierre die Worte von

den Lippen. »Wenn du Schiß hast, fahre ich allein rüber. Die Alte wird mich schon nicht fressen. Wenn wir sie interviewen, hat sie bestimmt einen anständigen Schnaps für uns.«

»Um den zu trinken, begebe ich mich aber nicht in Lebensgefahr«, sagte Tom, allerdings so leise, daß sein Freund nichts verstand. Dann bestieg er das Boot.

Er fühlte sich unwohl auf den schwankenden Planken, sagte aber nichts. Pierre Balmain ließ den Motor an.

Balmain nickte zufrieden. »Das ist Musik, was?« rief er und lachte mit blitzenden Zähnen. Die Leine hatten sie inzwischen gekappt, und Pierre gab Gas. »Noch zehn Meilen bis Buffalo!« schrie er, auf ein altes Gedicht anspielend.

Das Boot nahm Fahrt auf. Pierre stellte den Wischer an, der sofort seine Halbkreise über die gebogene Scheibe zog.

Schon nach wenigen Yards packte sie der Sturm. Er rüttelte das Boot regelrecht durch. Der Bug glitt über die kleineren Wellen, schnitt aber tiefer ein, wenn quer laufende Wellen gegen den Rumpf klatschten.

Tom Jeffers stand neben seinem Freund. Er hatte die Zähne zusammengebissen und starrte auf die grauschwarze, sich hin- und herbewegende Wasserfläche, bei der nur die Wellenkämme ab und zu aufblitzten.

Rasch verschwand das Ufer im Dunst des Regenvorhangs. Das kleine Boot wurde von Pierre nur so über die Wellen gescheucht. Es schaukelte beängstigend. Spritzwasser gischtete über, klatschte gegen die breite Frontscheibe und wurde vom Fahrtwind nach oben und seitlich weggedrückt. Der Wind heulte und pfiff um das kleine Boot, drang in den offenen Unterstand ein und ließ den Regen gegen das Armaturenbrett prasseln.

»Fahr doch langsamer!« rief Tom Jeffers, dessen Gesicht bereits eine leicht grünliche Farbe angenommen hatte.

»Warum?« Sein Freund lachte. »Ich…«

Er sprach nicht mehr weiter, denn eine Querwelle hob das Boot förmlich hoch, und der in derselben Sekunde zupackende Windstoß drückte es nach Backbord über, daß beide Männer gegeneinander gepreßt wurden und Pierre das Steuer hastig losließ, um sich nicht den rechten Arm auszurenken.

»Das hast du davon!« brüllte Jeffers gegen das Toben der Naturgewalten.

Pierre stieß ihn von sich. »Scheiße!« Er packte das Steuer und ging mit dem Gas runter.

Die Fahrt wurde besser. Zwar schüttelten Wind und Wellen die Nußschale noch immer durch, aber die beiden Männer brauchten nicht mehr die große Angst vor dem Kentern zu haben.

Stockfinster war es. Die dicken, dunklen Wolken ließen keinen Stern

sehen. Sie wurden über den Himmel gewirbelt wie fantastische Gebilde, um im nächsten Augenblick wieder neue Formen anzunehmen. Dazu fegte der Regen als schräger Vorhang über die Wasserfläche des Sees. Immer öfter klatschte er, wie aus Eimern geleert, gegen die Frontscheibe, wo der Wischer sich vergeblich bemühte, der Wassermassen Herr zu werden.

Tom Jeffers Magen schien sich selbständig machen zu wollen. Er stieg der Kehle immer näher entgegen, während Pierre die lebensgefährliche Schaukelei wohl nichts ausmachte. Im Gegenteil, sein Grinsen klebte fest in beiden Mundwinkeln.

Tom hockte sich nieder. Vielleicht half gegen die Übelkeit eine Zigarette. Es war ein Problem, das Stäbchen anzuzünden, auch mit einem Sturmfeuerzeug.

Erst beim dritten Mal fing der Tabak Feuer. Der Engländer rauchte in der hohlen Hand.

»Ist denn von der verdammten Insel immer noch nichts zu sehen?« fragte er. Der in den offenen Unterstand hinein pfeifende Wind riß ihm den Rauch von den Lippen, und der Regen näßte das Zigarettenpapier.

»Nein, noch nicht. Ist dir schlecht?«

»Mir ist es noch nie so gut gegangen«, erwiderte Tom Jeffers laut.

Pierre Balmain lachte.

Er jagte weiter über die aufgewühlte Wasserfläche, gab ein wenig mehr Gas, und prompt wurde das Boot von hart auflaufenden Wellen stärker durchgeschüttelt. Plötzlich schrie Pierre auf. »Ich sehe die Insel.«

Tom Jeffers schoß hoch, gab nicht acht und stieß sich den Kopf. »Verdammt!« Er reckte den Hals, um durch die Scheibe schauen zu können. »Wo denn?«

»Backbord voraus!«

Pierre hatte recht. Auf dem Wasser hob sich ein dunkler, gewaltiger Halbkreis ab. Er wirkte aus dieser Entfernung wie der riesige Buckel eines Ungeheuers.

Einzelheiten waren noch nicht zu erkennen, doch je näher sie der Insel kamen, um so größer wurde sie. Wo die Wellen an den Strand klatschten, gischtete hell die Brandung auf.

»Weißt du denn, wo wir anlegen können?« fragte Tom.

»Nein.«

»Mann, Paß auf, daß das Boot nicht zerschellt.«

»Mach dir nur nicht in die Hose.« Pierre Balmain nahm Gas weg. Er zog das Boot in eine weite Kurve, damit der Flitzer nicht kenterte.

Dann steuerte er auf direktem Kurs die Insel an.

Das Wasser wurde flacher. Unter dem Kiel gurgelte und schäumte es. Pierre Balmain lachte. »Wir sind gleich da.« Sie gerieten bereits in die

zurücklaufende Strömung, wurden aber gleichzeitig von den anlaufenden Wellen erfaßt, und schon Sekunden später scheuerte der Kiel über Land.

Pierre hatte den Motor längst abgestellt.

»Wirf die Rucksäcke über Bord!« rief er Tom Jeffers zu. »Aber sei vorsichtig!« Tom war vorsichtig. Die Kameras hatten ein kleines Vermögen gekostet. Pierre nahm sie entgegen, lief ein paar Schritte und stellte sie ab. Zum Glück war das Material, aus dem die Rucksäcke gefertigt waren, wasserdicht, so daß die hoch technisierten Geräte nicht beschädigt wurden.

Pierre lief wieder zurück. Dann zogen die beiden Reporter das Boot so weit aufs Land, daß es von den Wellen nicht mehr erreicht werden konnte.

Sie schnallten sich ihre Rucksäcke über, und Pierre nickte unternehmungslustig. »Auf geht's«, sagte er.

Vor sich sahen sie eine Wand. Sie begann etwa zwanzig Meter hinter dem Strand. Eine Wand aus hohen Bäumen, deren verwildertes Astwerk ineinander übergriff. Für Pierre, der vorausging, war es nahezu unmöglich, einen Weg durch das Dickicht zu finden. Er drehte den Kopf und rief: »Pfade gibt es hier nicht. Wir müssen schon Tarzan spielen.«

Tom hob nur die Schultern. Ihm war noch immer schlecht, doch Pierres Mut schien ungebrochen zu sein.

Sie bahnten sich förmlich einen Weg in das Innere des Waldes. Über ihnen pfiff der Wind, aber sie fühlten sich relativ geschützt.

Fünfzehn Minuten schritten sie voran. Tom wurde langsam sauer, weil von dem Haus immer noch nichts zu sehen war.

Plötzlich blieb der Franzose stehen. »Sieh dir das an, Tom!« sagte er staunend. Jeffers trat neben ihn. Auch er war überrascht und glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können.

Übergangslos wechselte der Wald in eine Parklandschaft. Wohl gestutzte hohe Hecken bildeten ein wahres Labyrinth. Sie sahen schmale und breitere Wege, sehr gepflegt, mit Bänken zum Ausruhen und auch kleine Rondells.

Die Bäume waren wie nach oben spitz zulaufende Kegel zurechtgeschnitten. All das mußte eine Heidenarbeit gekostet haben, und die beiden Reporter konnten nur die Köpfe schütteln.

»Alles hätte ich erwartet, nur das nicht«, meinte Pierre.

»Aber wo sind die Figuren?« fragte Tom.

»Da – sieh doch.« Pierre deutete nach rechts.

Auch Tom drehte den Kopf.

Etwa zehn Meter weiter sahen sie ein Denkmal. Der Stein leuchtete irgendwie grünlich, und die Figur zeigte einen Krieger aus der Zeit der Französischen Revolution. Er hatte eine stramme Haltung

angenommen und trug die alte Muskete mit dem Lauf über die Schulter gelegt.

»Der sieht aus, als würde er leben«, flüsterte Tom und wischte sich das Regenwasser aus dem Gesicht.

Pierre Balmain sagte nur: »Laß uns weitergehen.«

Die Steinfigur stand an einer Wegkreuzung. In der Mitte blieben die beiden Männer stehen.

»Wohin jetzt?« fragte Tom. »Wir haben vier Seiten zur Auswahl. Entscheide dich.«

Pierre Balmain schaute sich um. Noch immer klatschte der Regen in langen Schleiern gegen sie und nahm ihnen jeglichen Orientierungssinn. »Einfach weitergehen«, sagte Pierre. Er deutete nach vorn. »Der Weg hier ist ja breiter.«

Die Reporter marschierten los. In ihren Schuhen quietschte es. Wasser war hinein gedrungen.

Und sie sahen weitere Steinfiguren. Jede einzelne schimmerte grünlich. Es schien den Betrachtern, als würde dieses seltsame Leuchten von innen hervordringen. Es gab den Figuren ein gespenstisches Eigenleben. Sie stammten aus allen Geschichtsepochen der menschlichen Zeitrechnung. Vom römischen Legionär bis zum Soldaten des Zweiten Weltkrieges war alles vertreten.

Die Männer kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus. »So etwas habe ich noch nie gesehen«, flüsterte Tom Jeffers. »Die Alte hat wirklich ein einmaliges Hobby.«

»Wenn wir sie schon gefunden hätten, wäre mir wohler«, erwiderte Pierre. »Verdammt, das Haus kann gar nicht so weit entfernt sein. Die Insel ist doch kein riesiges Land.«

Sie gingen noch einige Schritte und wunderten sich plötzlich, daß der Weg breiter wurde. Und hinter dem Regenvorhang wurde ein gewaltiges Denkmal sichtbar. Allein der Sockel erreichte fast die Größe eines ausgewachsenen Menschen. Was dann folgte, war gigantisch. Ein riesiger steinerner Bogenschütze bot sich den Blicken des Betrachters. Die Figur trug Stiefel, ein enges Wams, einen Brustschurz und Stulpenhandschuhe. Auch diese Figur schien von innen heraus zu leuchten, und dieses Flimmern griff auch auf die Augen über.

Was die beiden Männer jedoch am meisten entsetzte oder erstaunte, war der gespannte Bogen in seiner linken Hand. Dieser Arm war ausgestreckt, während er den rechten angewinkelt und einen Pfeil auf die Sehne gelegt hatte.

Die Spitze des Pfeils war, wie die gesamte Figur, aus Stein.

Pierre und Tom blieben stehen. Fast andächtig starrten sie zu der Figur hoch, die von Regenschleiern umspült wurde und die gesamte Breite des Weges einnahm. »Fantastisch«, sagte Pierre.

Tom nickte nur.

»Hast du die Figuren alle gezählt?« fragte der Franzose.

»Nein, aber ich glaube, daß es nirgendwo auf der Welt so viele Steinfiguren und Denkmäler auf engstem Raum gibt. Und so etwas haben wir nicht gewußt.«

»Sei froh, daß du im Urlaub den alten Dorftrottel getroffen hast.« Pierre schüttelte das Wasser aus der Kapuze.

»Sollen wir die Figur jetzt aufnehmen oder später?«

»Später«, sagte Pierre. »Ich will erst mit der alten Frau reden. Das Haus kann bestimmt nicht mehr weit entfernt sein.«

»Glaube ich auch.«

Sie gingen weiter. Auch Tom Jeffers hatte das Fieber gepackt. Er übernahm die Führung und stampfte durch den knöcheltiefen Schlamm.

Der Regen rauschte vom Himmel und hüllte die Männer in seine eintönige Melodie ein. Sie nahmen sie schon gar nicht mehr wahr, auch das Prasseln der Tropfen auf den wasserdichten Stoff. Sie hatten sich an die Geräusche gewöhnt.

Und deshalb hörte Tom Jeffers auch den erstickten Schrei hinter sich.

Er wirbelte herum.

Dicht vor sich sah er seinen Freund Pierre Balmain. Der Reporter hatte den Mund weit aufgerissen, in seinen Augen lag ein ungläubiger Ausdruck.

Doch das war es nicht, was Tom so entsetzte. Wie hypnotisiert starrte er auf den Pfeil, dessen Spitze aus der Brust seines Freundes ragte…

***

Pierre Balmain stand selbst wie ein Denkmal. Er hatte beide Arme halb erhoben und um den Pfeilschaft geklammert. Weit aufgerissen waren seine Augen, und die Lippen formten Buchstaben, aus denen Tom Jeffers unschwer seinen eigenen Namen ablesen konnte.

Der Pfeil war von hinten auf Pierre abgeschossen worden. Aber wer hatte ihn abgefeuert?

Toms Blick glitt an Pierres Schulter vorbei und traf die Statue des Bogenschützen. Er stand noch immer da wie zuvor.

Doch etwas hatte sich verändert. Der Pfeil des Bogenschützen lag nicht mehr auf der Sehne. Er steckte in Pierres Körper.

Dieses Bild traf Tom Jeffers wie ein Schock. »Nein«, keuchte er, »nein, das darf nicht wahr sein. Ich – ich…«

Ein schreckliches Stöhnen machte ihn auf Pierre aufmerksam. »Tom«, gurgelte er, »Tom – ich…«

Die restlichen Worte verstand der Engländer nicht mehr. Sein Freund Pierre Balmain kippte nach vorn und fiel zu Boden. Schwer krachte er auf die Seite, während die grauen Regenschleier den Toten wie ein

riesiges Leichentuch bedeckten.

Tom fiel neben dem Freund in die Knie. Mit beiden Händen umfaßte er das blasse Gesicht und schaute in die starr blickenden Augen. Da wußte Tom, daß seinem Freund Pierre niemand mehr helfen konnte, daß dieser bereits vor einem höheren Richter stand.

Das Regenwasser vermischte sich mit dem warmen Tränenstrom auf Toms Gesicht. Nein, er schämte sich nicht zu weinen.

Aber er dachte in diesen Momenten nicht an die Gefahr, in der auch er sich befand. Bis er die Schritte hörte.

Sie klatschten über den aufgeweichten Boden. Hastig fuhr Tom Jeffers herum. Da kam er.

Die Gestalt eines römischen Legionärs schälte sich aus dem grauen Regenvorhang. Auch er war aus Stein, konnte aber laufen. Schritt für Schritt kam er näher.

In der rechten Hand hielt er ein Kurzschwert, in der linken einen runden Schild. Der steinerne Helm thronte auf seinem Kopf.

Ein Denkmal, das laufen kann?

Unmöglich!

Wie konnte ein steinernes Standbild sich bewegen? Wie war so etwas möglich? Das stellte sämtliche Naturgesetze auf den Kopf. Der Mann war aus Stein – der konnte nicht laufen, der mußte…

In Toms Kopf rasten die Gedanken, doch eine Erklärung fiel ihm nicht ein. Er wußte nur, daß hier etwas nicht mehr mit rechten Dingen zuging.

In was war er da hineingeraten?

Sein Freund Pierre war tot. In seiner Brust steckte ein normaler Pfeil, der zuvor noch aus Stein gewesen war.

Tom Jeffers befand sich in Lebensgefahr, denn der Legionär ging weiterhin zielstrebig auf ihn zu.

Tom Jeffers schnellte aus seiner hockenden Stellung hoch. Er wollte sich herumwerfen und fliehen, doch er vergaß den rutschigen Boden, glitt mit dem rechten Bein zur Seite weg, konnte sich nicht mehr halten und fiel hin.

Der junge Mann schlug mit dem Rücken zuerst auf. Unter ihm knirschte etwas. Die sorgfältig behütete Kameraausrüstung wurde zerstört. Doch daran dachte Tom Jeffers nicht mehr, für ihn gab es nur einen Gedanken.

Flucht!

Aber da war noch der Legionär.

Und er befand sich nur noch zwei Schritte von dem auf dem Boden liegenden Tom entfernt.

Er hob den rechten Arm.

Es sah ungelenk aus, aber für Tom Jeffers ging alles viel zu schnell. Panik ergriff ihn, als er sah, daß sich das Kurzschwert verwandelte.

Anstelle des Steins schimmerte ihm eine blanke Klinge entgegen.

Da warf sich der junge Reporter herum. Er lag noch nicht ganz auf dem Bauch, als er sich bereits hochstemmte, um noch aus der Bewegung heraus wegrennen zu können.

Zu spät.

Das Kurzschwert pfiff durch die Luft – und bohrte sich in den Rucksack des Reporters.

Tom Jeffers spürte den mörderischen Schlag im Rücken, rechnete mit dem alles erlösenden Ende, mit der unendlichen Schwärze, aus der es kein Erwachen mehr gab, doch um so mehr wunderte er sich, daß er weiterlaufen konnte.

Er war nicht verletzt!

Die Metallteile der Kameras hatten den Schwerthieb abgelenkt.

Diese Erkenntnis kam ihm nach wenigen Schritten, und sie beflügelte ihn. Tom Jeffers rannte wie noch nie zuvor in seinem Leben. Die Beine schienen sich selbständig zu machen. Die Füße klatschten in Pfützen, sie wirbelten Schlamm und Dreck hoch.

Instinktiv fand Tom Jeffers den Weg, den er und Pierre Balmain zuvor gekommen waren.

Er verlief sich nicht ein einziges Mal und rannte in den wilden Wald hinein, so daß die kahlen Äste und Zweige über seine Kleidung schrammten.

Dann brach er in die Knie.

Schwer atmend blieb Tom auf dem nassen Boden liegen. Er konnte nicht mehr, mußte sich erst ausruhen.

Die Angst trieb ihn wieder hoch. Taumelnd kam er auf die Füße, schaute sich um und sah nichts.

Nur der Regen rauschte weiterhin monoton vom Himmel. Hatte er alles nur geträumt?

Tom faßte nach hinten, fühlte den zerstörten Rucksack und wußte, daß es kein Traum gewesen war.

Sein Freund Pierre lebte nicht mehr. Und er war nur knapp dem Tod entronnen. Vorsichtig schaute Tom Jeffers sich um. Er sah nichts, hörte nur das Rauschen des Regens und das Klatschen dicker Tropfen in große Pfützen.

Der Engländer schluckte und wischte sich Wasser und Schmutz aus dem Gesicht. Er war noch immer völlig fertig, stand unter einem Schock, aber der Wille zum Überleben brandete in ihm auf, und der sagte ihm, daß er von der Insel weg mußte, sollte nicht noch ein Unglück geschehen.

Er dachte auch nicht über irgendwelche Erklärungen für das Grauen nach, das hatte noch Zeit.

Wie zuvor mit seinem Freund Pierre Balmain, so hetzte Tom Jeffers nun allein durch den Wald. Ungestüm brach er durch das Unterholz.

Die Fetzen des Rucksacks klatschten ihm bei jedem Schritt gegen den Rücken.

Weg, nur weg!

Erschöpft taumelte er aus dem Wald und lief über den schmalen Uferstreifen. Seine Füße hinterließen lange Spuren im grobkörnigen Sand.

Tom Jeffers sah das Boot nicht.

Im ersten Augenblick umkrampfte eine eiskalte, unsichtbare Hand sein Herz, doch dann siegte der Verstand.

Tom Jeffers sah, daß er dort, wo sie das Boot zurückgelassen hatten, gar nicht aus dem Wald gekommen war. Jetzt mußte er den Flitzer suchen. Aufs Geratewohl lief Tom nach links. Noch pfiff der Wind, wühlte die Wolken am Himmel auf und peitschte Regenschleier über das bleigraue Wasser.

Der Sturm kam von rechts, packte den einsamen Wanderer und schüttelte ihn durch. Schwer stemmte sich Tom gegen die Naturgewalt an und hätte fast einen Freudenschrei ausgestoßen, als er das Boot auf dem Strand liegen sah.

Unbeschadet, wie ihm schien.

Tom Jeffers rannte das letzte Stück, bückte sich und schob das Boot ins flache Wasser. Als die heranrollenden Wellen bereits seine Knie umspülten, stieg er in den Kahn.

Jetzt hoffte er nur, daß der Motor ansprang.

Zuerst blubberte die Maschine, und dem jungen Reporter wurde schon angst und bange.

Ein leises Tuckern, etwas mehr Gas, und der Motor war voll da. Im selben Augenblick sah Tom Jeffers die Gestalt aus dem Wald treten.

Es war ein Mann.

Er schwenkte eine Laterne und begann gräßlich zu lachen, so daß dem Reporter eine Gänsehaut über den Rücken lief. Das Gelächter war sogar noch gegen den Wind zu hören, und Tom Jeffers sah zu, daß er wegkam. Er zog das Boot in eine enge Backbordkurve und gab dann Gas. Wie ein Wellentänzer raste er vom Ufer weg. Jetzt war er es, der viel zu schnell fuhr, doch Tom Jeffers hatte Glück. Unbeschadet erreichte er den kleinen Ort mit dem provisorischen Hafen.

Tom befestigte das Boot an der Mole und schlich wie ein Dieb durch das Dorf. Auf dem Marktplatz hatten sie ihren Wagen geparkt. Der Peugeot 504 gehörte seinem toten Freund Pierre. Tom besaß ebenfalls die Schlüssel dazu.

Er stieg ein, startete und fuhr weg.

Sein Ziel war London. Dort kannte er einen Mann, dem er den Job bei der Zeitung zu verdanken hatte, der ihn förderte, lobte und kritisierte.

Der Mann war ein As als Journalist und international anerkannt.

Tom Jeffers hoffte, einmal so berühmt zu werden wie sein großes Vorbild Bill Conolly…

***

Freitagabend!

Siebzehn Uhr – Feierabend. Herrlich…

Ein Wochenende lag vor mir. Eins ohne Arbeit. Auch wenn wir Ende Februar hatten, freute ich mich darauf. Ich wußte noch nicht, was ich machen sollte. Allerdings hatte ich eine Einladung angenommen. In drei Stunden wollte ich bei den Conollys sein. Nicht allein, sondern zusammen mit Suko.

Jane Collins, die Privatdetektivin, hatte ich auch mitbringen sollen, aber Jane trieb sich in New York herum. Sie suchte den Schmuck einer Millionärsgattin, und da der Auftrag gut bezahlt wurde und ihr zusätzlich eine Reise in die Staaten bescherte, hatte Jane Collins zugegriffen.

Ich räumte meinen Schreibtisch auf und pfiff dabei einen populären Schlager.

Sir Powell, mein Vorgesetzter, war auch nicht da. Er befand sich auf einem Kongreß, so daß ich dem freien Tag mit Freude entgegensehen konnte.

Mal nichts hören vom Schwarzen Tod, vom Spuk und von Myxin, dem Magier, den Bill und ich vor nicht langer Zeit überlistet und ihm eine wichtige Waffe abgenommen hatten.[1]

Die Dämonenpeitsche.

Sie war wirklich von einem unschätzbaren Vorteil für uns. Wenn wir mit der Peitsche zuschlugen, dann lösten sich Dämonen in Rauch auf. Myxin hatte sie im Kampf gegen die Diener des Schwarzen Tods eingesetzt.

Aber jetzt hatte ich sie.

Eine letzte Feierabendzigarette, ein letzter Blick auf den aufgeräumten Schreibtisch. Ich holte schon meinen Mantel aus dem Schrank und hängte ihn über die Stuhllehne. Dann schaute ich aus dem Fenster. Vor einer Woche noch lag London unter einer Schneedecke begraben. Der zweite Schneesturm in diesem Winter. Manchmal glaubte ich, daß die kalte Jahreszeit überhaupt nicht aufhörte. Man fühlte sich richtig eingeschlossen. Ich sehnte mich nach dem Frühling.

Es klopfte.

Ehe ich noch »Come in« rufen konnte, steckte Glenda Perkins, meine Sekretärin, ihren Wuschelkopf durch die Tür. Sie trug seit einer Woche einen neuen Haarschnitt. Glenda hatte sich ihre schwarzen Haare zu unzähligen Locken drehen lassen. Die Frisur stand ihr gut.

»Ich wollte Ihnen nur ein schönes Wochenende wünschen, John«,

sagte sie und lächelte.

Ich drehte mich um. »Danke.«

Glenda betrat das Büro. »Haben Sie was vor?«

»Kaum.« Ich ließ meine Blicke über ihre Figur gleiten. Glenda trug einen hellbeigen Cashmere-Pullover und dazu einen weit geschnittenen braunen Rock. Der Pullover hatte einen Rollkragen, modellierte die üppige Figur jedoch ausgezeichnet nach.

Glenda lächelte mit kirschroten Lippen. »Ich gehe ins Theater. Ein Bekannter hat mich eingeladen.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Vergnügen.« Meine Stimme klang etwas kratzig. Glenda war ein tolles Weib. Wenn Jane Collins nicht gewesen wäre, dann…

Sie nickte mir zu und spitzte dabei etwas die Lippen, so daß es mir ziemlich trocken wurde im Hals. »Dann bis Montag«, sagte sie. »Und vielleicht gehen wir auch mal zusammen ins Theater.«

»Über die Idee sollte ich wirklich nachdenken«, erwiderte ich.

»Aber nicht zu lange.« Glenda nickte mir noch einmal zu und verließ das Büro.

Ich drückte die Zigarette aus und schlüpfte in meinen Mantel. Meine Stimmung war etwas gedrückter als noch wenige Minuten zuvor.

Mit dem Lift fuhr ich nach unten.

Der Bentley stand auf dem Parkplatz. An den Seiten türmten sich die Schneehaufen. Mittlerweile war auch der Abfall von den Bürgersteigen verschwunden, da die Müllwerker nicht mehr streikten.

Zusammen mit einigen Kollegen verließ ich den Parkplatz und fuhr zu meiner Wohnung.

Suko traf ich in der Tiefgarage, wo er an seiner Harley Davidson bastelte.

»Wie lange dauert es noch?« fragte ich meinen chinesischen Partner, als ich ausstieg.

»Bin fertig.«

»Und?« Ich deutete auf die Maschine. »Was ist daran jetzt anders?«

»Sie ist sauberer.«

»Aha.«

Suko hatte noch ein paar Minuten zu tun, deshalb fuhr ich allein hoch. Wir bewohnten zwei nebeneinander liegende Apartments.

Der Chinese war im Laufe der Zeit zu einer echten Hilfe für mich geworden. Ich hatte ihn kennen gelernt, als ich gegen den Geheimbund Schwarzer Drache kämpfte.[2]

Damals hatte er ebenfalls den Mächten des Bösen den Kampf angesagt und fightete nun an meiner Seite. Auf ihn konnte ich mich blind verlassen, ebenso wie auf meinen Freund Bill Conolly. Suko wurde von Bill, der reich geheiratet hatte, finanziell unterstützt, so daß er gut seinen Lebensunterhalt bestreiten konnte.

In meiner Wohnung stellte ich das Radio an, nahm eine Dusche und zog mich dann um.

Eine halbe Stunde später fuhren wir. Ich hatte nicht vor, viel zu trinken, und fuhr deshalb mit meinem Bentley. Bill Conolly wohnte am südlichen Stadtrand der Millionenstadt in einem fantastischen Bungalow, den er auf einem künstlich angeschütteten Hügel errichtet hatte. Bill arbeitete zwar nicht mehr fest angestellt, aber seine Berichte waren noch immer gefragt und wurden ihm zu Höchsthonoraren aus den Händen gerissen.

Bill war mit der reizenden Sheila verheiratet. Beider Stolz war der kleine Johnny, ihr fast einjähriges Baby, dem sie meinen Namen gegeben haben und dessen Patenonkel ich bin.

Für Sheila hatte ich Blumen mitgebracht und für den Kleinen ein Spielzeug. Einen Hampelmann aus Holz, der die ulkigsten Grimassen schnitt, wenn man an einem Band zog.

Es war bereits dunkel, als wir bei den Conollys ankamen. Am Eingangstor brannten zwei Lampen, durch deren milchige Lichthöfe Nebelstreifen glitten.

Ich hielt an, stieg aus und drückte den in der Mauer eingelassenen Klingelknopf. »Ja?« Bills fragende Stimme ertönte aus dem Lautsprecher.

»Mach auf, du Beutel«, rief ich.

»Das muß ich mir noch überlegen. Hier ist ein anständiges Haus, und ob ich…«

»Aber nur, wenn du nicht da bist«, erwiderte ich. Rasch ging ich wieder zum Wagen zurück, als das Tor zur Seite glitt. Der Bentley rollte durch und die Auffahrt zum Haus hoch. Ich parkte vor Bills Garage.

Mein Freund erwartete mich vor der offenen Tür. Er lächelte von Ohr zu Ohr, als er uns auf die Schultern klopfte. Er sah den Blumenstrauß in meiner Hand und meinte grinsend: »Du willst mir wohl die Frau ausspannen, wie?«

»Verdient hättest du es.«

»Wehe dir.«

Wir lachten und betraten das Haus. Sheila kam. Sie hatte ihre blonde Haarflut hochgesteckt und freute sich wie ein Schneekönig über den gemischten Blumenstrauß.

Ich drückte ihr einen Kuß auf beide Wangen und fragte dann nach dem kleinen Johnny.

»Ich habe ihn gerade ins Bett gebracht.«

Als sie mein enttäuschtes Gesicht sah, lachte sie und sagte: »Keine Angst, für dich mache ich eine Ausnahme. Du kannst ihn dir anschauen.«

»Der ist sicherlich sonst sauer, wenn er seinen Onkel John nicht

sieht«, gab ich zu bedenken.

»Angeber«, knurrte Bill.

Johnny war noch wach. Er lag in seinem Bettchen und strahlte mich an. Dann sah er den Hampelmann und griff danach.

»Jetzt schläft er bestimmt nicht mehr ein«, meinte Sheila, nachdem ich einige Minuten mit dem Kleinen gespielt hatte und anschließend das Zimmer verließ.

»Abwarten.«

Bill und Suko waren bereits in den großzügig angelegten Livingroom gegangen, wo ein weiterer Gast wartete, den ich allerdings nicht kannte. Er erhob sich aus seinem Sessel, als ich über die Türschwelle schritt.

»Darf ich euch bekannt machen«, sagte Bill. »Das ist Tom Jeffers, ein junger Kollege von mir – John Sinclair, der Mann, von dem ich dir schon einiges erzählt habe.«

Tom Jeffers reichte mir die Hand. »Sie sind also der berühmte Geisterjäger.«

Ich winkte ab. »Das hat Ihnen sicherlich Bill erzählt.«

»Ja – und einiges mehr.«

Tom Jefferson war ein noch junger Mann. Er hatte die Zwanzig gerade überschritten. Wenn man ihn genau ansah, entdeckte man auf seinem Gesicht einen Ausdruck, den man mit dem Wort Angst bezeichnen konnte.

Jeffers hatte ein Problem, und wahrscheinlich sollte ich ihm helfen, es zu lösen. Deshalb hatte Bill uns beide eingeladen.

Raffiniert gemacht.

Wir setzten uns. Bill grinste mich an. Er schien ein schlechtes Gewissen zu haben. »Möchtest du etwas trinken, John?«

»Ja, ein Glas Sekt, das regt den Kreislauf an.«

»Wieso? Hast du das nötig?«

»Vielleicht…«

Ich erhielt meinen Sekt, aber ich trank ihn nur, um einen Toast auf Sheila auszusprechen, die sich inzwischen zu uns gesellt hatte.

Sheila trug ein lachsfarbenes Kleid von einfachem Schnitt. Aber gerade diese Schlichtheit machte die Raffinesse des Kleides aus.

Ich hob mein Glas. »Auf die Hausfrau und den Abend, der noch vor uns liegt.« Außer Suko tranken alle Alkohol. Mein chinesischer Partner begnügte sich mit Mineralwasser, von dem Bill Conolly immer behauptete, man bekäme davon Läuse in den Bauch.

Wir redeten über alte Fälle, und mir blieb nicht verborgen, daß mich der junge Reporter Jeffers hin und wieder von der Seite her musterte. Er hatte irgend etwas auf dem Herzen, traute sich aber nicht, es zu sagen.

Dann bat Sheila zum Essen.

Sie hatte sich wirklich Mühe gemacht. Auf dem Tisch stand eine Platte mit Meeresfrüchten. Fisch – fantastisch zubereitet –, bei dessen Anblick allein mir schon das Wasser im Mund zusammenlief.

»Kinder, greift zu«, rief Bill und fing mit einem großen Stück Aal an.

Wir ließen es uns schmecken. Auch während des Essens ging es nie steif zu, dafür sorgten schon Bill und ich. Anschließend begaben wir uns wieder in den Livingroom.

»Ein Waldlauf wäre jetzt besser«, meinte Suko.

Bill verzog das Gesicht. »Bei dem Wetter?«

Ich unterstützte den Chinesen. »Mein lieber Bill, du bist zu verweichlicht geworden. Das müssen wir ändern.«

»Und wie?« Bill grinste, als er sich setzte.

Ich deutete auf das Whiskyglas in seiner Hand. »Mineralwasser trinken und schwere Weiber stemmen. Das fördert die Kondition.«

»Nur stemmen?«

»Wer stemmt hier wen?« Sheila hatte die letzten Worte gehört, wußte jedoch nicht, um was es sich handelte.

Bill winkte ab. »Schon gut, ein Gespräch unter Männern.«

»Schade, daß Jane Collins nicht hier ist. Da hätte ich wenigstens etwas Unterstützung.«

Wir lachten.

Dann aber kam Bill Conolly zur Sache. »John, die Einladung war nicht ganz uneigennützig, wenn ich das vorausschicken darf«, sagte er und lächelte dabei.

Ich drehte mein Glas in den Händen. »Das habe ich mir fast gedacht.«

»Es geht um Tom Jeffers.« Bill deutete auf seinen jungen Kollegen.

Tom saß da, hatte seine Hände zusammengepreßt und den Blick gesenkt. »Ich wollte erst gar nicht soviel Wirbel machen«, sagte er, »aber nachdem mein Freund Pierre umgekommen ist, konnte ich einfach nicht schweigen. Ich wußte mir auch keinen Rat mehr, als Sie, Mr. Sinclair, um Hilfe zu bitten.«

Ich zündete mir eine Verdauungszigarette an. »Aber Sie sollten jetzt berichten, was Sie auf dem Herzen haben, Mr. Jeffers.«

Der junge Mann erzählte.

Er konnte packend schildern. Wenn er auch so schrieb, brachte er für seinen Beruf die idealen Voraussetzungen mit. Mich faszinierte die Erzählung. Nur Suko saß da und hatte den Blick gesenkt. Ich wußte jedoch, daß ihm kein Wort entging. Sheila hatte sich zu ihrem Mann auf die Sessellehne gesetzt. Als der junge Reporter auf seine Flucht zu sprechen kam, bildeten sich rote Flecken auf seinen Wangen. So sehr hatte ihn das Ereignis mitgenommen.

Er schloß mit den Worten: »Ich wußte mir keinen Rat mehr und fuhr zu Bill, da er ebenfalls schon Dinge erlebt hat, die mit dem normalen Verstand nicht zu begreifen sind. Auf dieser Insel geht es nicht mit

rechten Dingen zu. Wie kann eine Steinfigur morden?«

Ich drückte meine Zigarette aus. »Sie sind ganz sicher, Mr. Jeffers, daß die Steinfigur, dieser Bogenschütze, Ihren Freund umgebracht hat?«

»Ja. Ich selbst bin ja von einer anderen Statue verfolgt worden. Von einem römischen Legionär. Er schlug mit seinem Kurzschwert nach mir. Und so unwahrscheinlich es sich anhört, mein Rucksack mit der Kameraausrüstung hat mich gerettet. Ich habe sie sogar als Beweisstück mitgebracht. Möchten Sie sie sehen, Mr. Sinclair?«

»Später.«

Bill mischte sich ein. »Reden wir nicht lange um den heißen Brei herum. Tom Jeffers möchte, daß wir uns mit dem Vorfall beschäftigen.«

Ich lächelte. »Das hatte ich mir gedacht, mein lieber Bill. Nur vergißt du, daß ich auch einen Job habe.«

»Aber im Augenblick hast du keinen Fall am Hals.«

»Nicht direkt…«

»Na bitte«, sagte mein Freund. »Wie ich dich kenne, hast du dir auch nichts für das Wochenende vorgenommen. Und bis in die Bretagne ist es nur ein Katzensprung. Wir könnten sehr früh fahren und wären gegen Mittag schon am Ziel. Die Fähren sind ja wieder in Betrieb.«

Ich schaute Suko an. Der Chinese hob die Schultern. »Die Entscheidung liegt bei dir, mein Lieber«, sagte er, »ich mische mich da nicht ein.«

»Und du willst auch mit?« fragte ich Bill.

»Ja.« Mein Freund lächelte. »Sogar Sheila hat diesmal nichts dagegen.«

»Das ist übertrieben«, antwortete die Dame des Hauses. »Du hast so lange gebettelt, bis ich nicht mehr nein sagen konnte. Aber was ich wirklich denke, weißt du. Begeistert bin ich nicht davon.«

Wochenende ade. Ich hatte mich schon längst entschlossen, dem jungen Reporter zu helfen. Ich habe einen Job, da kann man nicht sagen, um siebzehn Uhr ist Feierabend und den Griffel hinwerfen. Leute wie ich sind immer im Einsatz. Und wenn sich irgendwo auf der Welt etwas ereignet, wofür die Mächte der Finsternis verantwortlich sind, darf es für mich kein Halten mehr geben. So wie in diesem Fall.

Ich glaubte dem jungen Reporter jedes Wort und fragte: »Möchten Sie wieder mit?«

Bill antwortete. »Heißt das, daß du dich entschieden hast, John?«

»Ja.«

Und Tom Jeffers sagte: »Natürlich, ich möchte wieder mit. Ich kenne mich in dem Ort etwas aus.«

»Wie heißt er denn?«

»Evre du Lac.«

»Er liegt also am See«, sinnierte ich. »Wie sieht es mit einem Boot aus?«
»Ich hoffe, daß unser Mietboot noch dort liegt.«
»Okay«, sagte ich und stand auf. »Suko ist ebenfalls dabei. Wann sollen wir fahren?«
»Das können wir noch besprechen«, sagte Bill Conolly. In seinen Augen glänzte es unternehmungslustig. Endlich konnte Bill wieder aktiv sein.
Er ahnte allerdings nicht, auf was er sich da eingelassen hatte. Vielleicht wäre er dann zu Hause geblieben…

***

Gegen Morgen flaute der Sturm etwas ab. Zwar wehte noch immer ein steifer Westwind, aber der war normal. An ihn hatten sich die Bewohner von Evre du Lac gewöhnt.
Kaum war die fahle Morgendämmerung über den Horizont gekrochen, gingen die ersten Fischer zum See hinunter. Die Männer betrieben den Fischfang nur als Hobby, werktags arbeiteten sie in den Fabriken der umliegenden Orte.
Aber jetzt wollten sie doch nachschauen, ob der Sturm ihren Booten geschadet hatte. Losgerissen hatte er keins.
Die Männer balancierten über die provisorische Mole, und es war Maurice Marac, der sein Boot am weitesten entfernt liegen und deshalb den längsten Weg hatte.
Er schritt über den Steg. Der Wind rüttelte den Mann durch, und Marac zog die Schirmmütze tiefer in die Stirn. Der See vor ihm war in ständiger Bewegung. Wellen liefen kreuz und quer, schlugen übereinander und rollten dann dem Ufer zu. Morgendunst lag nicht über dem Wasser. Es war klare Luft.
Deutlich konnte Marac die Insel erkennen. Der dunkle Buckel ragte wie ein Kreisbogen aus dem Wasser, und nicht einmal die Dorfbewohner wußten, welch ein Geheimnis sich hinter dem dichten Wald verbarg. Jean, der alte Diener der Frau, kam einmal im Monat mit dem Boot herüber, um Lebensmittel einzukaufen. Dabei sprach er kaum ein Wort, sondern reichte nur den Zettel weiter.
Maurice Marac mußte an die beiden Fremden denken, die der Insel in der Nacht einen Besuch abstatten wollten. Anscheinend waren sie heil wieder zurückgekommen, denn ihr blaues Boot lag am Ufer. Es hob sich farblich sehr deutlich von den Fischerkähnen der Einwohner ab.
Die Reporter hatten Mut, das mußte man ihnen lassen. Marac hätten keine zehn Pferde auf die Insel gebracht. Er war zwar neugierig und hätte gern gewußt, was dort vor sich ging, aber selbst hinüberfahren, das kam nicht in Frage. Nein, da verließ er sich lieber auf die Berichte

der anderen.

Er sprang in sein Boot. Marac trug hohe Gummistiefel, so daß ihm das im Boot stehende Regenwasser nicht die Füße näßte.

Er überprüfte, ob das Boot ein Leck hatte, doch das war nicht der Fall. Trotzdem brauchte das Holz unbedingt einen neuen wasserfesten Anstrich, sonst faulten die Planken.

Zufrieden nickte der Hobbyfischer und schaute ein letztes Mal über den See, bevor er ausstieg.

Plötzlich hatte er das Gefühl, dicht vor einem Herzinfarkt zu stehen. Auf dem Wasser trieb etwas.

Kein Ast oder irgendein anderer hölzerner Gegenstand, sondern – ja, was war das eigentlich?

Maurice Marac schaute genauer hin, und dann erkannte er den »Gegenstand«. Es war – eine Leiche!

»Nein!« flüsterte Marac. Er war im ersten Moment unfähig, sich zu rühren.

Wie hypnotisiert starrte er auf den leblosen Körper, der direkt auf den in den See führenden Anlegesteg zu trieb, von den Wellen mal hoch gehievt, dann überspült, aber immer weiter getragen wurde.

Und es war…

»Mein Gott«, krächzte der Hobbyfischer. »Das ist ja einer der Reporter.«

Plötzlich kam Leben in Maurice Marac. Er kletterte so heftig aus dem Boot, daß er den Steg fast verfehlt hätte. Dann aber rannte er hastig zurück.

Er rief die anderen.

»Eine Leiche, dort schwimmt eine Leiche. Seht. Es ist einer der Reporter!« Die anderen liefen ihm entgegen.

Sie schauten über den See, und ihre Gesichter wurden bleich. Saval, der Älteste von ihnen, nickte, bevor er mit leiser Stimme sprach, so daß den anderen eine Gänsehaut über den Rücken lief.

»Sie hat wieder zugeschlagen. Lydia La Grange. Auf ihr Konto gehen die Toten. Es ist schlimm…«

»Was machen wir?« wollte Marac wissen.

»Wir ziehen ihn raus.«

»Und dann?«

Der alte Saval war so etwas wie der Ältesten Führer im Ort. »Wir werden die Leiche erst einmal verstecken. Wenn sich niemand um den Fall kümmert, vergraben wir ihn.«

Maurice Marac wagte zu widersprechen. »Aber man wird den Mann vermissen.«

»Wir haben nichts gesehen«, sagte der Alte. Er deutete über den See auf die Insel hin. »Sie soll verflucht sein, die alte Hexe, und uns in Ruhe lassen. Mehr wollen wir gar nicht. Ich möchte nur wissen, wer

den Reportern die Geschichte von der Alten erzählt hat. Ich war es nicht.«

Die anderen Männer hoben die Schultern, obwohl Maurice Marac ein schlechtes Gewissen bekam, denn er hatte für hundert Franc ausgepackt. Das war viel Geld, und Marac hatte eine Frau und drei Kinder zu ernähren.

Saval stieß ihn an. »Los, Maurice, hol eine Stange. Wir hieven den Toten an Land.« Er stieß einen anderen Mann ebenfalls an. »Du hol eine Plane. Es braucht nicht jeder zu sehen, wen wir da aus dem See gefischt haben.«

Als die Männer gingen, schaute der alte Saval noch einmal zur Insel hinüber. »Irgendwann«, murmelte er, »wird auch dich der Teufel holen, Lydia La Grange. Und ich werde dabei das Höllenfeuer anheizen. Darauf kannst du dich verlassen.«

***

Wir erwischten die erste Fähre. Es war gerade hell geworden, als ich in Le Havre meinen Bentley vom Schiff rollen ließ.

Jetzt hatten wir noch einige Meilen vor uns, um zu unserem Ziel zu gelangen.

Ich lenkte, Bill saß neben mir und hatte die Karte auf den Knien liegen, während es sich Suko und Tom Jeffers im Fond bequem gemacht hatten.

Der Chinese schlief. Er besaß eine beneidenswerte Mentalität. Vor den heißesten Einsätzen konnte, er die Augen schließen und Kräfte sammeln, um beim Start voll da zu sein.

Die nächste Station hieß Rennes. Diese Stadt war das Tor zur Bretagne, dieser wildromantischen Landschaft.

Die Straßen waren leer, und der Wettergott hatte mit uns ein Einsehen. Nur ein steifer Wind fegte über das Land. Doch der machte einem Bentley nichts aus.

Von Rennes aus hatten wir rund hundert Kilometer Landstraße zu fahren. Die Straße war sehr gut ausgebaut, und wir kamen fast so schnell voran wie auf unseren englischen Motorways.

Auf halber Strecke tankte ich. Bill, der etwas besser französisch sprach als ich, erkundigte sich beim Tankwart nach den Wetteraussichten.

Der Mann, ein schielender Schnauzbart, wie einem Stan-Laurel- und Oliver-Hardy-Film entnommen, schaute Bill an und trotzdem an ihm vorbei. »Ich bin nicht Petrus und mache das Wetter nicht«, murmelte er vor sich hin.

Über das Trinkgeld freute sich der Mann.

Von der Ferne schon sahen wir den See. Das Wasser schimmerte bleigrau. Die roten Dächer der am Ufer liegenden Steinhäuser hoben

sich wie bunte Tupfer dagegen ab. »Evre du Lac ist übrigens der einzige Ort am See«, erklärte uns Tom Jeffers.

Zehn Minuten später rollte mein silbermetallicfarbener Bentley über die Dorfstraße. Er wurde bestaunt wie ein Weltwunder. Es war Samstag, und es herrschte noch ziemlich viel Betrieb.

Die Frauen kauften ein, während die Männer sich zu einem Schwatz versammelt hatten. Autoverkehr gab es wenig. Die meisten Wagen hatten eine Ladefläche.

»Wo soll ich halten?«

»Vor dem einzigen Hotel«, sagte Tom. »Fahren Sie die übernächste Straße rechts. Dort geht es zum See hinunter. Und da liegt auch das Gasthaus, in dem wir abgestiegen sind.«

»Okay.«

Suko war wach geworden. Er schaute wie Tom Jeffers aus dem Fenster. Über Kopfsteinpflaster rollte der Bentley im Zehn-Meilen-Tempo dem See entgegen.

Die Wohnhäuser traten zurück. Zäune grenzten die einzelnen Grundstücke ab. Die Wiesen und Weiden sahen zu dieser Jahreszeit braun aus. An einigen Stellen lagen noch die schmutzigen Schneereste.

Das Hotel oder Gasthaus war alt, aber dennoch gepflegt. Man sah es an der Hausfront, die hier und da Zeichen einer Renovierung zeigte.

Bis zum See waren es nur ein paar Schritte, und ich stellte meinen Bentley neben einem alten Renault-Lieferwagen ab.

Als wir ausstiegen, sah ich hinter einem der sechs Restaurantfenster ein Gesicht auftauchen, das aber rasch wieder verschwand.

Tom Jeffers ging vor, als wir auf das Gebäude zuschritten. Wir gelangten in einen kleinen Vorraum, in dem sich rechts eine Tür befand und links eine Holzwand, in deren Mitte sich eine Klappe abzeichnete.

Sie wurde hochgeschoben. Das Gesicht vom Fenster erschien.

»Bonjour, Monsieur Derrain«, sagte Tom Jeffers. »Ich hoffe, Sie erkennen mich noch.«

Das faltige, wettergegerbte Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. »Aber sicher, Monsieur.«

»Haben Sie vier Zimmer frei?«

»Ja.«

Der Wirt strahlte, weil hierher selten Gäste kamen, die vier Räume belegten. Der Mann verschwand, und wenig später tauchte er in Lebensgröße wieder auf.

Größe war etwas zuviel gesagt. Der Mann reichte mir gerade bis zur Schulter.

Er klimperte mit vier Schlüsseln. »Wenn mir die Herrschaften bitte sehr folgen würden?«

Er öffnete eine Tür und schritt voran. Über eine krumme, ächzende

Treppe erreichten wir die erste Etage, wo unsere Zimmer lagen. Alle nebeneinander. »Leider kann ich Ihnen nicht mit einem Bad oder einer Dusche dienen«, sagte er und hob bedauernd die breiten Schultern.

»Das macht nichts«, erwiderte Bill. »Hauptsache, die Betten sind bequem.«

»Oh, das sind sie, Monsieur. Sie werden zufrieden sein. Auch ohne eine Madame oder Mademoiselle.«

Wir lachten pflichtschuldig.

Die Zimmer sahen gleich aus. Die Einrichtung bestand aus alten Möbeln, und die riesigen Betten luden wirklich zu einer Ruhepause ein.

»Dann darf ich mich verabschieden«, sagte der Wirt.

»Moment noch.« Tom Jeffers hielt ihn fest.

»Ja, Monsieur?«

»Sie fragen mich gar nicht nach meinem Kollegen.«

»Warum sollte ich, Monsieur? Die Zimmer sind bezahlt. Aber wenn Sie mich darauf stoßen. Ist Ihr Kollege allein zu Hause geblieben? Er kam doch aus Frankreich?«

»Ja, natürlich.« Tom schluckte. »Vielen Dank.«

Der Wirt zog sich zurück, nachdem er eine Verbeugung angedeutet hatte. »Was hatten Sie mit dieser Frage bezweckt?« wollte ich von Tom wissen.

»Ich habe damit gerechnet, daß man seine Leiche gefunden hat. Das ist es.«

»Und jetzt?«

Tom hob die Schultern. »Keine Ahnung. Wir werden auf jeden Fall zur Insel fahren. Vielleicht liegt Pierre auch noch dort. Man kann nie wissen, obwohl ich annehme, daß man ihn kurzerhand in den See geworfen hat.« Er räusperte sich. »Ja, da ist noch etwas. Ich habe hier im Dorf einen Informanten. Den möchte ich noch aufsuchen, bevor wir fahren.«

Die Idee war gar nicht schlecht, und ich stimmte zu.

Dann verschwanden wir in unseren Zimmern. Bill Conolly blieb noch bei mir.

Die Räume lagen zum See, und als wir ans Fenster traten, schauten wir auf die Wasserfläche.

Der Wind kräuselte die Wellen zu einem abstrakten Muster, und da die Luft sehr klar war, konnten wir auch die Insel erkennen.

»Sie ist ziemlich waldreich«, bemerkte Bill. Er streckte den rechen Arm aus. »Ich sehe kaum einen Fleck, der nicht bewachsen ist. Vom Strand einmal abgesehen.« Ich nickte.

Leider mußten wir auf ein Fernglas verzichten, ich hatte es vergessen. Viel erkennen konnten wir deshalb nicht, die Entfernung war zu groß.

Dann aber sah ich das Boot.
Ich machte Bill darauf aufmerksam.
»Verdammt, das kommt von der Insel«, sagte er.
»Und steuert dem Ufer entgegen.«
Wir schauten uns an, und es war klar, daß wir beide das gleiche vorhatten.
»Das schauen wir uns mal aus der Nähe an, wenn es angelegt hat«, sagte ich. »Außerdem bin ich gespannt, wer den Kahn steuert.«
»Das ist bestimmt der Diener, der hier einmal im Monat einkauft«, erklärte Bill. »Aus dem wirst du wohl nicht viel herausbekommen.«
»Abwarten.«

***

Die Frau trug das dunkle Kleid hochgeschlossen. Wie in Marmor gehauen wirkte ihr schmales Gesicht, das von schwarzen, streng zurückgekämmten Haaren umrahmt wurde, die wiederum im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden waren. Lydia La Grange sah aus wie eine große Dame aus den Filmen der vierziger Jahre. Das schmale asketenhafte Gesicht blieb fast immer unbewegt, ebenso die Augen mit den rabenschwarzen Pupillen. Die ebenfalls dunklen Wimpern berührten fast die Gesichtshaut. Den weißen Kontrast bildeten die Knöpfe auf dem Kleid. Sie wirkten wie eine von oben nach unten laufende Perlenkette. Das Kleid umspielte schmale Beine, und die Füße waren in hochhackigen Schuhen versteckt.
Das Alter der Frau ließ sich schwer schätzen. Es lag irgendwo zwischen fünfundvierzig und fünfundfünfzig.
Auch die Einrichtung der Räume paßte zu der Frau. Die Möbel stammten aus England. Das Mahagoniholz schien ein Eigenleben zu führen, je nachdem wie das Licht auf die einzelnen Stücke fiel, änderten sie ihre Farbe.
Doch meistens war es dunkel in den Räumen des geheimnisvollen Hauses. Zur Beleuchtung dienten Kerzen. Sie standen überall verteilt und wurden von Jean, dem Diener, angezündet und gelöscht.
Madame, wie sich Lydia La Grange von ihrem Lakaien nennen ließ, hielt sich meist in ihrem privaten Zimmer auf, das eine Mischung aus Bibliothek und Arbeitszimmer darstellte. Arbeitszimmer deshalb, weil sie hier modellierte. Sie war eine perfekte Bildhauerin, und unter ihren langen, geschickten Fingern entstanden die eindrucksvollsten Figuren. Wenn ihre Hände den weichen Ton spürten, dann war Madame in ihrem Element, dann formte sie Figuren und Gegenstände, und es waren vor allen Dingen die Figuren, die sie immer faszinierten.
Sie hatte Ebenbilder der Historie entstehen lassen. Krieger, Männer und Frauen, die vor Jahrhunderten gelebt hatten und unter ihren Händen als Denkmäler wieder entstanden waren. Lydia La Grange

hatte eine Begabung, die schon mit dem Wort genial zu bezeichnen war. Vor Jahren hatte es aber ein Ereignis in ihrem Leben gegeben, das alles umwarf.

Zuerst war ihr die Gestalt nur im Traum erschienen. Ein riesiges Skelett mit einem schwarzen Totenschädel, in dem ein weißes Augenpaar leuchtete.

Das Skelett hatte sich als der Schwarze Tod vorgestellt und gefragt, ob sie für ihn arbeiten wollte.

Lydia La Grange, der geheimnisvollen Seite des Lebens schon immer zugetan, hatte zugestimmt.

Und das Skelett erschien ihr wieder. Diesmal nicht im Traum, sondern in Natur. Deutlich erinnerte sich Lydia an jedes Wort des Gesprächs, als wäre dies erst vor einem Tag gewesen.

Der Schwarze Tod, in seinem dunklen wallenden Umhang, hatte vor ihr gestanden und sie gefragt, ob sie eine naturgetreue Abbildung von ihm anfertigen wollte.

»Ja«, hauchte Lydia.

Da verzog sich das häßliche Gesicht zu einer grinsenden Fratze. »Ich wußte, daß du mir dienen willst, und du brauchst es auch nicht umsonst zu tun. All die Figuren in deinem Park, die du und deine Vorfahren im Laufe der Zeit gesammelt haben, werden lebendig, um dich und dein Werk vor dem Bösen zu schützen. Das ist mein Preis für deine Arbeit. Und nun mache dich ans Werk!«

Mit Eifer hatte sich Lydia La Grange auf die Arbeit gestürzt. Sie vergaß alles um sich herum, und unter ihren Händen entstand das Meisterwerk.

Der Schwarze Tod!

Dann kam er selbst, um die Arbeit zu bewundern. Er war voll des Lobes und sagte zu ihr: »Auch ich habe meinen Preis gezahlt. Mache die Probe.«

Lydia vertraute den Worten. Sie lockte einen jungen Mann auf die Insel und konnte selbst miterleben, wie die Figuren zu einem unheimlichen Leben erwachten und den Besucher töteten. Dann warfen sie ihn ins Wasser.

Von nun an diente die Frau nur dem Dämon. Durch das gefertigte Ebenbild besaß sie eine magische Verbindung mit ihm, so daß er zu ihr sprechen konnte, wann immer er und sie es wollten.

Sie redeten meistens nachts miteinander, sprachen über schaurige Welten, in denen das Böse regierte, und die von dem Schwarzen Tod beherrscht wurden.

Durch diese Nachbildung war der Schwarze Tod auf der Erde immer existent und konnte Dinge beobachten, die ihm sonst entgingen.

Er hatte Lydia auch vor den beiden Reportern gewarnt.

Es geschah in der Nacht, als die Reporter auf die Insel kamen und

vertrieben wurden.

»Einer ist entkommen«, sagte das Skelett, »und es wird Hilfe holen. Meine persönlichen Feinde sind im Anmarsch. Du mußt sie töten!«

»Aber wie?«

»Ich kann dir leider im Augenblick nicht helfen, da ich selbst gegen einen Feind, der sich Myxin nennt, zu kämpfen habe. Er hat dafür gesorgt, daß ich im Augenblick nicht zu dir kann. Aber wenn die anderen die Insel betreten, mußt du dafür sorgen, daß sie sie nie mehr verlassen können. Mein Ebenbild strömt eine magische Aura aus, die so groß ist, daß sie auf dich übergreift und du von ihr Gebrauch machen kannst. Wenn du es willst, werden die anderen, die Feinde, zu Stein, und als Denkmäler für alle Zeiten auf deiner Insel bleiben. Denke daran, wenn sie kommen. Nicht nur du bist in Gefahr, auch dein Werk kann von ihnen zerstört werden.«

Lydia La Grange hatte sich die Worte wohl gemerkt. Sie wußte auch, was zu tun war.

Jean wollte an diesem Tag an Land fahren, um Lebensmittel zu holen. Der Mann war ihr treu ergeben, er fragte nichts und tat, was man ihm auftrug. Auch er wußte, daß die Figuren lebten, sprach aber nicht weiter darüber.

»Ich will wissen, ob die Feinde kommen, Jean«, sagte sie zu ihm. »Aber vier Augen sehen mehr als zwei, und es ist gefährlich, wenn du allein fährst. Nimm jemand mit, der dich beschützt, mein Freund.«

Jean, vom Alter gebeugt und mit einem faltenreichen Gesicht, verneigte sich. »Ich werde alles tun, wie Sie es befehlen, Madame. Nur – wen soll ich mitnehmen?«

»Den Ritter! Seiner Lanze ist noch nie ein Gegner entkommen!« Lydia La Grange holte tief Luft. »Ich hoffe, daß er mit unseren Feinden fertig wird.«

Jean wagte zu widersprechen. »Ist das nicht etwas zu unsicher, was Sie vorhaben, Madame?«

»Wieso?« Die Frage klang scharf wie der Knall einer Peitsche.

»Wenn man ihn findet, werden die Leute merken, was auf unserer Insel vor sich geht.«

»Er soll ja auch im Boot bleiben und nur beobachten. Wenn man dir nämlich ans Leben will, dann greift er ein.«

»Entschuldigen Sie.« Jean verbeugte sich. »Ich hatte Sie leider falsch verstanden, Madame.«

»Schon gut, geh jetzt. Ich will, daß du rasch wieder zurückkehrst, denn vor uns liegt eine große Bewährungsprobe.«

»Sehr wohl, Madame.«

Jean verschwand lautlos und ließ eine nachdenkliche Lydia La Grange zurück.

***

Bill und ich verließen das Zimmer. Auf dem Gang trafen wir Suko und Tom Jeffers. Der Chinese sagte: »Tom will unbedingt jetzt schon mit seinem Informanten sprechen.«

»Ja, Mr. Sinclair, es ist besser, wenn wir das hinter uns haben. Maurice Marac ist zwar kein Feigling, aber es könnte doch sein, daß er unsicher wird, wenn er erfährt, daß ich mit Verstärkung zurückgekommen bin. Und dann verschwindet er und versteckt sich irgendwo.«

Ich hatte nichts dagegen.

»Kommst du auch mit?« fragte Suko.

»Nein, ich möchte zum Hafen hinunter. Dort läuft ein Boot ein, das von der Insel kommt.«

»Jean holt Proviant«, sagte Tom Jeffers schnell.

»Genau.«

»Und was haben Sie vor?« fragte mich der junge Reporter. »Mit diesem Jean reden?«

»Genau.«

Tom winkte ab. »Glauben Sie nicht an den Weihnachtsmann. Jean läßt niemanden an sich ran. Wenigstens erzählen das die Leute aus dem Ort. Die müssen es wissen.«

Ich lächelte. »Auf die Meinung anderer habe ich noch nie großen Wert gelegt, besonders dann nicht, wenn sie vorgefestigt war. Ich mache mir gern mein eigenes Bild.«

»Versuchen Sie es, Mr. Sinclair.«

Suko wollte erst bei mir bleiben, doch dagegen war ich. »Geh mit den anderen!« zischte ich ihm zu. »Ich möchte haargenau wissen, was dieser Marac sagt, falls er überhaupt den Mund aufmacht.«

»Du kannst dich auf mich verlassen.«

Nicht, daß ich Bill Conolly nicht getraut hätte, aber er mußte sich auch um Tom Jeffers kümmern. Der junge Reporter war ziemlich aufgeregt. Ich hatte Angst, daß er Fehler machte.

»Wir treffen uns wieder hier im Hotel«, sagte Bill. »Ich drücke dir die Daumen, John.«

»Ich mir auch.«

Gemeinsam schritten wir die Treppe hinunter und trennten uns dann vor dem Haus. Bis zum See waren es nur wenige Meter. Ich blieb dicht an der Mole stehen und schaute auf den Steg, der weit ins Wasser hineinragte und an dem noch einige Boote dümpelten. Andere waren unterwegs. Die Wochenendfischer fuhren auf den See hinaus, um ihre karge Beute zu fangen. Viel brachte das nie.

Das von der Insel kommende Schiff sah seltsam plump aus. Es hatte einen breiten Bug und erinnerte mich in der Form an eine Fähre. Es war ziemlich schwer gebaut, deshalb schaukelte es kaum auf den anlaufenden Wellen. Wie ein Panzer näherte es sich dem Ufer.

Zehn Minuten mußte ich noch warten, bevor das Schiff anlegte. Ich schaute es mir genauer an und sah das breite Deck, eine umgeklappte Segelstange und ein Ruderhaus, aus dem Jean, der Steuermann, auftauchte. Er hatte seinen Kahn hart an die Mole manövriert, warf jetzt ein Seil, sprang von Bord und machte das Schiff fest.

Ein paar Kinder schauten ihm aus respektvoller Entfernung zu. Sie halfen jedoch nicht, wie sie das bei einem anderen sicherlich getan hätten. Die Eltern hatten es ihnen verboten.

Ich löste mich von meinem Beobachterplatz und ging auf Jean zu, der soeben von Bord kletterte.

Wir trafen uns auf halbem Weg.

»Monsieur Jean?« fragte ich.

Er blieb stehen und schaute mir ins Gesicht. Dabei legte er seinen Kopf in den Nacken. »Was wollen Sie?« Seine Augen verengten sich. »Lassen Sie mich durch.« Er redete in einem Französisch, das ich nur schwerlich verstehen konnte, obwohl ich mir Mühe gab.

»Ich möchte mit Ihnen reden, Monsieur Jean.«

»Nein.«

»Nur ein paar Worte.«

Der Alte holte tief Luft. Ich schaute in sein Gesicht und sah den blanken Haß in seinen Augen leuchten. Haß, der gegen mich gerichtet war. Dieser Mann war beeinflußt worden – oder aber, er war ein Typ, der alle Menschen verachtete.

Jean trug einen alten Regenmantel, der ihm bis zu den Knöcheln reichte. Auf dem Kopf saß eine Strickmütze. Sie verdeckte das Haar. Seine Füße steckten in ausgelatschten Schuhen.

Mein letzter Versuch. »Ich möchte mit Ihnen über Madame La Grange reden.«

»Gehen Sie mir aus dem Weg!«

Da trat ich zur Seite. Zwingen konnte ich den Mann nicht, aber er hatte sich durch sein Verhalten mir gegenüber sehr verdächtig gemacht. Ich schaute ihm nach, wie er den Weg hochging und in einer Seitenstraße verschwand.

Sein Kahn dümpelte noch auf den Wellen.

Irgendwie reizte mich das Schiff, es einmal genauer unter die Lupe zu nehmen.

Ich schaute mich um, ob ich nicht beobachtet wurde, sah, daß dies nicht der Fall war und schlenderte auf den Kahn zu.

Die Holzbohlen des Stegs bogen sich unter meinem Gewicht etwas durch. Der Wind ließ meine Kleidung flattern. Vom Steg aus sprang ich auf die Planken des Kahns. Mich interessierte besonders das Ruderhaus. Mit raschen Schritten huschte ich darauf zu…

***

Der Dämon lag auf dem Rücken.
Nur wenig Licht drang durch die Holzaufbauten des Ruderhauses. Einer dieser hellen Streifen traf die steinernen Beine des Ritters.
Noch rührte sich der Koloß nicht. Völlig ruhig lag er da und wartete ab. Doch plötzlich regte er sich.
Von einem Augenblick zum anderen war es vorbei mit der Starre. Der Ritter richtete sich auf.
Etwas hatte ihn erschreckt.
Ruckartig hob er den schweren Oberkörper an. Seine rechte Hand wanderte weiter und umfaßte den Griff des Kampfschwerts. Mit jeder Faser seines, dämonischen Körpers spürte er das andere, das sich auf dem Schiff bewegte.
Jemand kam!
Und dieser Jemand war sein Feind. Deutlich spürte er die Ausstrahlung. Sie bereitete ihm Unwohlsein, und das sonst glatte, steinerne Gesicht des Ritters verzerrte sich.
Schritte!
Sie näherten sich der Tür und verstummten dort.
Der Dämon stieß einen Knurrlaut aus, wobei er sich vollends aufrichtete, dabei jedoch den Kopf einzog, damit er nicht gegen die Decke des Aufbaus stieß.
Mit einem Ruck zog er das Schwert aus der Scheide. Innerhalb von Sekunden war aus der Steinfigur ein dämonisches Wesen geworden, das auf Vernichtung programmiert war. Nur noch die graugrüne Haut zeugte davon, aus welchem Material dieser Dämon tatsächlich bestand.
Er bewegte die Hand mit dem Schwert und hielt die Waffe dann so, daß er sofort zuschlagen konnte, wenn der Unbekannte die Kajüte betrat. Die geheimnisvolle Aura wurde noch stärker, und der Ritter wußte, daß sein Feind jetzt vor der Tür lauerte und jeden Moment eintreten konnte.
Schon bewegte sich die eiserne Klinke.
Jetzt mußte er kommen…

***

Lustlos stocherte Maurice Marac in seinem Mittagessen herum. Schwere Sorgenfalten kerbten seine Stirn. Er war schweigsam wie selten, und das fiel natürlich auch seiner Frau und den Kindern auf.
Während der Nachwuchs die Teller geleert hatte und nach draußen gelaufen war, legte Maurice die Gabel weg. Selbst der rote Landwein schmeckte ihm nicht mehr. Claudine Marac schaute auf ihren Mann. Früher war sie eine sehr hübsche Person gewesen, aber das harte Leben und die Erziehung der drei Kinder hatten ihre Spuren hinterlassen. Claudine sah älter aus, als sie mit ihren fünfunddreißig

Jahren war. Nur in den Augen leuchtete nach wie vor die Schönheit der Jugend.

»Was ist denn los mit dir, Maurice? Du ißt nichts, stierst auf deinen Teller, stocherst lustlos im Essen herum und sagst keinen Ton. Etwas stimmt doch da nicht. Hast du Kummer?«

Maurice lehnte sich zurück: »Nein. Eigentlich nicht.«

»Was ist es dann?«

»Ich weiß es nicht.«

Claudine bohrte weiter. »Bist du krank?«

Kopfschütteln.

Seine Frau stand auf. »Dann kann ich dir auch nicht helfen«, sagte sie und räumte den Tisch ab.

Maurice griff nach den Zigaretten in der hellblauen Packung. Er zündete sich eine Schwarze an und blies den Rauch gegen die Decke, während seine Gedanken auf Wanderschaft gingen.

Fremde waren in den Ort gekommen. Aber unter ihnen befand sich auch der junge englische Reporter, und er war bestimmt zurückgekehrt, um seinen Kollegen zu treffen.

Doch der war tot. Aufgebahrt lag er im Spritzenhaus. Maurice Marac machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er den Reportern damals den Tipp gegeben hatte. Sicherlich würden sie ihn aufsuchen und unangenehme Fragen stellen.

Ob die anderen Männer von der Polizei waren?

Es schellte.

Maurice zuckte regelrecht zusammen. Er wollte aufstehen, doch seine Frau stand näher an der Tür. »Ich öffne schon!« rief sie.

Plötzlich begann Maurice zu schwitzen. Die Kleidung klebte ihm förmlich am Körper. Und als er von der Tür her die Stimme des Engländers hörte, hatte er die endgültige Gewißheit.

Jetzt steckte er in der Zwickmühle.

Seine Frau betrat das Zimmer. Auf ihrem Gesicht lag ein ungläubiger Ausdruck. »Die Herren möchten mit dir reden, Maurice. Einer behauptet, dich zu kennen.«

Marac nickte. »Ja, schon gut.« Er stand auf und bot den Ankömmlingen Platz am Küchentisch an. Seine Frau blieb bei der Tür stehen.

»Möchten Sie etwas trinken?« fragte er und erkannte seine Stimme kaum wieder. »Einen selbst gebrannten Calvados vielleicht?«

Tom Jeffers und Bill Conolly sagten nicht nein, während Suko ablehnte. Dann stellte Tom die Männer einander vor.

Claudine servierte den Schnaps.

Man trank.

Als sie die Gläser abgestellt hatte, sagte Tom Jeffers: »Kommen wir zur Sache, Monsieur Marac. Sie können sich bestimmt denken,

weshalb wir hier sind.«

Marac nickte.

Tom Jeffers fuhr fort. »Es geht um meinen Freund und Kollegen Pierre Balmain. Er ist tot. Auf der Insel ermordet worden. Ich habe mich nur mit letzter Kraft retten können.«

»Ich weiß, daß Ihr Kollege ermordet worden ist«, sagte Marac.

»Wie?« Auf Jeffers Gesicht stand die Überraschung geschrieben. Er blickte die anderen an, und auch Suko und Bill wunderten sich.

Maurice Marac trank sein Glas leer. »Ich möchte es Ihnen erklären. Die Leiche Ihres Kollegen wurde gestern morgen hier ans Ufer gespült. Innerhalb des Sees herrschen Strömungsverhältnisse, die alles an unserem Ufer anschwemmen. Sei es nun Treibgut oder eine Leiche. Ich selbst habe den Toten entdeckt.«

Tom Jeffers war aufgeregt. »Und dann? Was geschah dann?«

»Ich war allein, als der Tote angetrieben wurde. Ich holte die Männer aus dem Dorf zu Hilfe, und gemeinsam haben wir die Leiche geborgen.«

»Wo ist sie jetzt? Haben Sie meinen Freund begraben?«

»Nein. Wir haben sie noch aufgebahrt. Und zwar im Spritzenhaus der Feuerwehr. Heute Abend soll darüber entschieden werden, was mit dem Toten geschieht.«

Tom wischte sich über das Gesicht, während Marac in einer hilflosen Geste die Schultern hob. »Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann«, meinte er. »Ich mache mir sowieso schon die größten Vorwürfe, daß ich mit Ihnen, Monsieur Jeffers, überhaupt gesprochen habe.«

»Das war uns immerhin hundert Franc wert.«

»Ich weiß.«

»Also daher ist das Geld«, mischte sich Claudine Marac in das Gespräch. »Dann hast du mich angelogen, Maurice.«

»Sei froh, daß ich dir überhaupt etwas gesagt habe.«

Madame Marac schwieg.

Bill fand es an der Zeit, das Gespräch weiterzuführen. »Dann wissen Sie, was auf der Insel vor sich geht«, sagte er.

»Wissen ist zuviel gesagt. Ich kann es mir denken. Man sagt, daß diese Lydia La Grange mit den Kräften der Hölle in Verbindung steht und sie deshalb niemand auf die Insel läßt. Als ihre Eltern noch lebten, waren hin und wieder Dorfbewohner drüben. Sie haben auch den Park gesehen und die Denkmäler aus sämtlichen Geschichtsepochen. Deshalb wissen wir, wie es auf der Insel aussieht.«

»Aber mehr ist Ihnen nicht bekannt?« fragte Bill.

»Nein.«

»Du lügst«, sagte seine Frau. »Warum erzählst du den Messieurs nicht, daß es bereits mehrere Tote gegeben hat? Junge Leute aus der Umgebung, die der Insel einen Besuch abstatteten. Sie sind alle nur als

Leichen zurückgekehrt. Es war schlimm.«
»Was haben Sie für einen Verdacht, Madame?« wollte Bill Conolly wissen. »Ich glaube, daß nicht die Frau die Mörderin ist, sondern andere.«
»Und wer zum Beispiel?«
Claudine holte tief Atem, bevor sie antwortete. »Die Denkmäler. Ja, die sind es.«
»Danke.« Bill wandte sich an Maurice. »Was sagen Sie dazu, Monsieur Marac?«
»Ich habe keine Ahnung«, lautete die brummige Antwort.
»Aber du hast doch auch schon darüber geredet«, fiel Claudine ihm in die Parade. »Na und? Hast du Beweise? Außerdem solltest du dich da raushalten. Weiber quatschen sowieso schon genug.«
»In diesem Fall hat Ihre Frau recht«, konterte Bill. »Es ist wirklich besser, wenn Sie sich kooperativer zeigen würden, Monsieur Marac.«
»Und was habe ich davon?«
»Ihre Ruhe. Wir müssen mit dem Spuk aufräumen, Monsieur, und wir schaffen es, darauf können Sie sich verlassen. Ein Freund von mir, den man den Geisterjäger nennt, ist bereits in einer anderen Ermittlung unterwegs. Wir haben Erfahrung. Vertrauen Sie sich uns an.«
Marac überlegte.
»Bitte, Maurice«, drängte seine Frau. »Die Männer meinen es doch nur gut.« Er lachte.
Bill schaute dem Franzosen ins Gesicht. »Ich will nicht schwarzmalen, Monsieur, aber noch haben Sie Glück gehabt. Vielleicht sind Sie oder jemand aus Ihrer Familie der nächste, der auf der Liste dieser Bestien steht. Daran sollten Sie denken, bevor Sie Ihre Entscheidung treffen.«
Maurice Marac atmete laut durch die Nase ein. »Bon«, sagte er schließlich. »Ich werde mit Ihnen zusammenarbeiten. Was wollen Sie wissen?«
»Zuerst einmal möchten wir die Leiche sehen.«
Marac zuckte zusammen. »Aber die liegt im Spritzenhaus. Und das ist abgeschlossen.«
»Dann holen Sie den Schlüssel.«
»Das geht nicht, den hat der alte Saval.«
Tom Jeffers schlug mit der Faust auf den Tisch. »Wir werden mit ihm reden.«
»Nein, nein«, sagte Maurice hastig, »es gibt noch einen anderen Eingang ins Spritzenhaus.«
»Worauf warten wir noch?« Tom Jeffers stand auf. Bill und Suko erhoben sich ebenfalls. Sie verabschiedeten sich von Madame Marac, die noch immer völlig durcheinander war.
Die Männer verließen das Haus durch den Hinterausgang. Sie

nahmen nicht den normalen Weg, sondern schlichen durch verwilderte Gärten und über nasse Wiesen ihrem Ziel zu. Zum Glück stand das Spritzenhaus am Ortsrand, so daß sie ungesehen dorthin gelangen konnten.

Die Mauern bestanden aus Stein, während das große Dach aus Holz gebaut war. »Das war eine ehemalige Scheune«, erklärte Marac, als er auf eine schmale Tür zuging, jedoch nicht davor stehen blieb, sondern rechts der Tür ein Fenster aufdrückte, dessen Scheibe durch Spinnweben verklebt war. »Einen Moment noch«, sagte er.

Er stieg durch das offene Fenster in die Scheune. Kopfüber verschwand er und zog die Beine nach.

Eine Minute später war die Tür offen.

Bill betrat als erster das Spritzenhaus, und Suko ging am Schluß. Das Licht, das durch die vorderen Fenster fiel, reichte aus, um sich orientieren zu können.

Sie gingen an zwei alten Feuerwehrwagen vorbei, deren Lack hellrot glänzte. An einer Wand waren Schläuche gestapelt. Man hatte sie auf Rollen gedreht und diese wiederum aufeinander gestellt. An zahlreichen Haken hingen Feuerwehruniformen. Maurice Marac räumte zwei Blechtonnen zur Seite. Hinter den Gefäßen lag der tote Reporter.

Bill und Tom bückten sich gemeinsam. Mein Freund knipste sein Gasfeuerzeug an. Die bläulich schimmernde Flamme gab genügend Licht, um den Toten genau erkennen zu können.

»Das ist er«, flüsterte Tom Jeffers. Im nächsten Augenblick stieß er einen überraschten Ruf aus.

Auch Bill Conolly hatte gesehen, was mit dem Toten geschehen war.

Die Leiche war zu Stein erstarrt!

***

Unbewußt zögerte ich, meine Hand auf die gußeiserne Klinke zu legen. Das Gefühl einer unmittelbaren Gefahr sprang mich plötzlich an. Hinter der Tür mußte etwas lauern, was ungeheuer gefährlich sein konnte.

Aber hinein mußte ich.

Meine Finger berührten das kalte Metall. Ein kurzer Blick in die Runde, ich war völlig allein. Niemand beobachtete mich. Nur das Heulen des ewigen Windes war zu hören.

Dann riß ich die Tür auf, blieb aber dicht vor der Schwelle stehen.

Und das rettete mir das Leben.

Der Schwerthieb, der mich sicherlich getötet hätte, wischte dicht an mir vorbei. Ich spürte noch den Luftzug, so nahe war ich dem Tod entronnen. Kraftvoll wurde die Schwertspitze nach unten geführt und hackte in die Planken.

Ich sprang zurück.

Und dann sah ich meinen Gegner.

Es war ein lebender Steinritter aus dem Mittelalter. Alles war naturgetreu nachgebildet, der Körper, der Panzer, der Helm, der Gesichtsschutz. Nur war dieser Mann aus Stein und bewegte sich wie ein normaler Mensch.

Dämonische Kräfte hielten ihn aufrecht. Wenn es eines letzten Beweises bedurft hätte – nun hatte ich ihn.

Der Ritter riß seine Waffe wieder aus dem Holz hervor. Er konnte sie nicht schwingen, da die enge Türschwelle ihn behinderte. Aber er traute sich auch nicht auf Deck, sondern wartete ab, was ich tat.

Und ich griff an.

Ich hatte bereits bemerkt, daß er nicht so rasch reagierte wie ein Mensch. Seine Bewegungen waren langsamer, sie wirkten hölzern.

Aber trotzdem mußte ich auf der Hut sein. Denn wenn er mich traf, war es aus. Unter dem nächsten Schwerthieb tauchte ich geschickt weg, hob dann das rechte Bein und stieß es der lebenden Statue wuchtig in die Körpermitte.

Sofort setzte ich nach.

Das Ruderhaus war ziemlich geräumig. In der gegenüberliegenden Seite der Tür gab es eine Luke, die in den Schiffsbauch führte und deren Klappe jetzt offen stand. Mein Tritt hatte soviel Wucht gehabt, daß der steinerne Dämon quer durch das Ruderhaus geschleudert wurde, auf die Luke zutorkelte, einen Schritt zuviel machte und plötzlich verschwand.

Ich jagte ihm nach.

Am Rand der Luke blieb ich stehen, nachdem das Poltern verhallt war. Der Dämon mußte hingefallen sein, jedenfalls entnahm ich das den entsprechenden Geräuschen. Dem Ritter nach zuspringen, erschien mir zu gefährlich. Aber ich war bewaffnet.

Im Magazin meiner Beretta steckten sechs geweihte silberne Kugeln. Geschosse, die für Dämonen der niedrigen Stufe tödlich waren.

Auch bei dem Ritter?

Ich hoffte es, denn ich schätzte ihn als einen Dämon ein, der nur Befehle entgegennahm und nie auf eigene Faust handelte.

Und dann sah ich ihn.

Er stand schräg unter der Lukenöffnung, leicht breitbeinig und hielt in der rechten Hand das Schwert. Den Arm hatte er zum Schlag erhoben. Sein Visier war hochgeklappt. Im schwachen Licht erkannte ich die grün schimmernde Haut und die leeren Augenhöhlen.

Es war ein schauriger Anblick, aber ich ließ mich durch ihn nicht schocken, sondern zielte mit dem Waffenlauf in die Luke hinein und somit auf seinen Körper.

»Laß das Schwert fallen!«

Ich wußte nicht, ob er mich verstanden hatte, auf jeden Fall befolgte er meinen Befehl nicht.

Er blieb einfach stehen.

Ich wiederholte die Aufforderung. Der Dämon reagierte anders, als ich es mir vorgestellt hatte.

Bösartig und hinterlistig handelte er.

Aus dem Handgelenk schleuderte er sein Schwert mit einer plumpen Bewegung. Und so konnte ich mich im letzten Moment noch flach auf den Boden werfen.

Das Schwert raste über mich hinweg und blieb zitternd in der Wand des Ruderhauses stecken.

Ich schoß.

Es war mehr ein Reflex, der mich abdrücken ließ, aber die Kugel traf den breiten Körper des Ritters.

Die Macht des Silbers breitete sich gedankenschnell aus. Sie zerstörte den steinernen Körper.

Erste Risse bildeten sich, wurden breiter und länger. Es knackte und knirschte. Der Dämon war wieder zu Stein geworden und zerfiel rasch in seine Einzelteile.

Der Körper brach auseinander, und die Steine wurden zu Staub. Aber auch das in der Wand steckende Schwert zerfiel. Der Dreck rieselte wie feiner Schnee zu Boden.

Ich stand auf und atmete tief durch. Die erste Gefahr war gebannt. Nun ahnte ich, was mich auf der Insel noch alles erwartete.

Aber ich wollte mir den kaufen, der sich unter anderem für diesen Angriff verantwortlich zeigte.

Jean!

Rasch lief ich durch das Ruderhaus, schlüpfte nach draußen auf Deck und sah den von der linken Seite heransausenden Schatten zu spät.

Etwas traf mit ungeheurer Wucht meinen Nacken, und im nächsten Moment erlöschten sämtliche Lichter.

Blackout!

Schwer fiel ich auf die Planken. Ich hörte nicht mehr, wie der Alte sagte: »Jetzt wollen wir mal sehen, wer hier wem die Fragen stellt, du Schnüffler…«

***

»O Gott, er ist tatsächlich aus Stein.« Maurice Marac flüsterte die Worte und schüttelte verständnislos den Kopf. »Als wir ihn bargen, war er noch völlig normal.«

Bill Conolly erhob sich aus seiner hockenden Stellung. Er steckte sein Feuerzeug weg und wandte sich an Suko. »Wir werden ihn ans Tageslicht schaffen.«

Der Chinese nickte, räumte aber zuvor die Tonnen noch zur Seite,

damit sie mehr Platz hatten. Er und Bill hoben den Toten hoch. Suko faßte ihn an den Schultern, Bill an den Beinen.

Und beide Männer ächzten plötzlich wie Greise. »Himmel, ist der schwer«, keuchte Bill. Auf seiner Stirn traten vor Anstrengung die Adern dick hervor.

Selbst Suko stöhnte. Der Chinese hatte Kräfte wie ein Bär, aber erst als Marac und Tom Jeffers ebenfalls mit anpackten, ging es besser. Sie trugen ihn auf die Tür zu und legten ihn dort zu Boden.

Marac hatte Bedenken. »Ich weiß nicht, ob es gut ist, mit dem Ungeheuer nach draußen zu gehen. Die Leute könnten uns sehen. Im Dorf würde sich so etwas sofort herumsprechen.«

Bill schaute Suko an. »Was meinst du?«

Der Chinese gab dem Franzosen recht. »Wir sollten ihn erst einmal hier lassen.«

»Gut.« Bill nickte. »Und was sagst du, Tom?«

Jeffers hörte nicht. Er starrte auf den steinernen Toten. Seine Lippen bewegten sich wie im Selbstgespräch, und über seine Wangen lief es feucht.

»Wir waren Freunde«, sagte er, als er sich abwandte und hart schluckte. »Gemeinsam haben wir zahlreiche Abenteuer überstanden, und da ging es wirklich oft hoch her. Und jetzt…«

»Wir werden die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen«, sagte Bill. »Das macht mir Pierre auch nicht mehr lebendig.«

»Da hast du recht.«

»Nehmen wir wieder den gleichen Weg zurück?« fragte Maurice Marac.

»Ich glaube, es ist besser.« Bill stimmte zu. »Außerdem müßte John Sinclair unbedingt erfahren, was wir hier gefunden haben. Er wird staunen.«

Draußen fragte Maurice Marac: »Brauchen Sie mich noch?«

Bill antwortete: »Nein, Sie können nach Hause gehen. Aber halten Sie sich zur Verfügung.«

»Und die Sache heute Abend? Dann werden ja auch die anderen entdecken, was mit dem Toten los ist.«

»Bis dahin geben wir Ihnen noch Bescheid«, erwiderte Bill Conolly optimistisch.

Marac nickte. »Ich verlasse mich auf Sie.«

Die Männer trennten sich. Bill Conolly, Suko und Tom Jeffers gingen zum Gasthaus zurück. Der Wirt stand auf dem Parkplatz neben seinem Lieferwagen und lud Kisten auf.

Bill sprach den Mann an. »Ist Monsieur Sinclair auf seinem Zimmer?«

»Nein, ich habe ihn nicht gesehen.«

»Ist er vielleicht in den Ort gegangen?«

»Tut mir leid, ich habe nichts bemerkt.«

Sukos Ruf ließ Bill Conolly herumfahren. Der Chinese deutete auf das Wasser. »Da, das Schiff!«
Bill staunte. »Das ist ja schon bald an der Insel.«
»Genau«, sagte Suko. »Und John?«
Der Reporter hob die Schultern.
Plötzlich machte Suko kehrt und lief mit raschen Schritten in das Haus hinein. Schnell überwand er die Treppe zum ersten Stockwerk hoch. Hastig zog er die Zimmertür auf.
Suko fand nur meinen Einsatzkoffer, aber keine Nachricht.
Auf einmal begann der Chinese sich Sorgen zu machen…

***

Als ich endlich aufwachte, ging es mir verdammt mies. Der Schlag hatte zum Glück nur meinen Nacken getroffen, aber das Schmerzgefühl zog sich hinunter bis in den letzten Wirbel.
Und gefesselt war ich auch.
An Händen und Füßen. Der Kerl hatte mich regelrecht zu einem Rollschinken verpackt und mich kurzerhand auf die Planken gelegt. Bei jedem Schlingern des Kahns wurde ich hin- und hergeworfen, rollte von Backbord nach Steuerbord und dann wieder zurück.
Wie ein Simpel war ich in die Falle gelaufen. Ich, der große Geisterjäger, der gegen zahlreiche Dämonen gekämpft und gewonnen hatte. Gefesselt lag ich auf dem Deck des Kahns und konnte mich kaum noch rühren.
Verdammtes Schicksal.
Ich lag mit den Füßen zum Bug. Das Steuer befand sich am Heck des Schiffes, so daß ich den Alten nicht sehen konnte. Ich wußte auch nicht, wie lange wir unterwegs waren und ob wir bald an der Insel anlegten. Mir war die Sicht durch die hohen Bordwände versperrt. Ich konnte meinen Blick nur zum Himmel hochwerfen. Und dort trieb der Wind die grauen Wolken wie ein Schäferhund die Herde.
Das Wasser wurde aufgewühlt. Hin und wieder klatschten Wellen über Bord und näßten Gesicht und Kleidung. Den Mund hatte man mir nicht geknebelt.
Ich nahm die Chance wahr und rief.
»He, Alter, was ist los? Weshalb entführst du mich?« Ich versuchte es auf die naive Tour, erhielt aber keine Antwort.
Die Beretta hatte mir der Kerl abgenommen. Ich merkte es daran, daß der Druck der vertrauten Waffe fehlte. Nur das Kreuz hing nach wie vor um meinen Hals, und darüber war ich heilfroh.
Seit ich wußte, welche Kräfte in dem magischen Talisman steckten, war mein Vertrauen in dieses Kruzifix viel größer geworden. Wenn ich die Namen der vier Haupterzengel rief, so vereinigten sich die Kräfte des Lichts zu einer immensen Waffe, die auch Dämonen der höheren

Stufe das Fürchten lehrte.

Doch das Kreuz half mir in diesem Falle auch nicht viel, weil man mich auf ganz irdische und völlig normale Art und Weise gefesselt hatte.

Da es keinen Zweck hatte, irgendwelche Befreiungsversuche zu unternehmen, schloß ich ergeben die Augen und ließ mich in eine Art von Trance hineingleiten. Ich schaltete völlig ab und versuchte auf diese Weise, meine Schmerzen zu vergessen.

Suko hatte mir mal diesen Rat gegeben, und ich war ihm dankbar dafür.

Ich war erst wieder voll da, als der Kiel des Bootes bereits über den flachen Ufersand rieb.

Sofort öffnete ich die Augen.

Der Schiffsmotor verstummte. Nur noch das Rauschen des Windes war zu hören, das allerdings jetzt durch ein anderes Geräusch unterbrochen wurde.

Durch Schritte!

Sie kamen auf mich zu. Im nächsten Augenblick fiel ein Schatten über mich, und dann faßten zwei kräftige Hände unter meine Achseln, um mich hoch zuhieven.

Ich wurde hingestellt. In meinem Blickfeld lag die Insel mit dem fast undurchdringlich erscheinenden Wald, der hinter dem schmalen Uferstreifen begann. In meinem Nacken hörte ich das schwere Atmen des Alten, das plötzlich von einem hohlen Kichern unterbrochen wurde.

Und dann sagte der Kerl: »Bald ergeht es dir dreckig, Bursche. Warte nur.« Ich glaubte dem Alten aufs Wort.

Er schob mich voran. Auf die nach Steuerbord liegende Reling zu. Mit den Oberschenkeln stieß ich dagegen. Ich wußte, was kam und atmete sicherheitshalber tief ein.

Ich hatte mich nicht getäuscht.

Der Alte drückte fest gegen meinen Rücken und warf mich, als ich das Übergewicht bekam, kurzerhand von Bord.

Ich klatschte in das seichte Uferwasser, das sofort über mir zusammenschlug. Ich lag auf dem Bauch, mein Kopf befand sich unter Wasser, und meine Nase steckte im Schlick.

Mühsam wälzte ich mich auf die Seite. Dabei hielt ich immer die Luft an und lag schließlich auf dem Rücken.

Ich atmete ein paar Mal tief durch. Als eine Welle anrollte und mir über das Gesicht schwappte, drang Wasser in meinen Mund, so daß ich husten mußte.

Der Alte kicherte.

Er stand noch an Bord, hatte seine knochigen Fäuste auf die Reling gestützt und amüsierte sich. Ich wünschte ihn zum Teufel. Dann

schwang sich der Kerl ebenfalls über Bord und platschte dicht neben mir ins Wasser.

Er bückte sich, umfaßte meinen Kragen und zog mich kurzerhand an Land wie einen alten Sack.

Jetzt fror ich erbärmlich, und bei dem Wetter konnte ich mir wer weiß was holen, zum Beispiel eine Lungenentzündung.

Mit den Hacken zeichnete ich Wellenlinien in den Uferschlamm. Ich hinterließ eine dicht nebeneinander liegende Doppelspur, und dann erreichten wir endlich den Waldrand.

Rein ging es in das verfilzte Unterholz.

Nicht nur für mich begann die Tortour, auch für den Alten, denn es gab keinen Pfad, über den er mich hätte schleifen können. Mit Dornen bewachsene Zweige griffen nach mir oder hakten sich fest. Der Alte mußte jedes Mal reißen, um mich los zu bekommen. Mein Mantel wurde ramponiert, und auch mit meiner Haut gingen die Stacheln nicht gerade freundlich um.

Ich fragte mich, wann die Tortur ein Ende hatte, als mich der Kerl einfach fallen ließ.

Atemlos lag ich auf dem Waldboden. Aber das Stoßen und Zerren hatte auch seine Vorteile gehabt. Durch irgendeinen Umstand hatten sich bei mir die Fußfesseln ein wenig gelockert, und ein winziger Hoffnungsfunke begann in mir aufzuflackern.

»Wie weit willst du mich noch schleppen?« fragte ich den Alten.

»Bis wir da sind.«

»Die Antwort hätte ich mir auch selbst geben können.«

Er hob den Fuß, um mich zu treten, überlegte es sich aber im letzten Moment anders, und ich entspannte mich wieder.

Der Alte war ins Schwitzen geraten. Mit der Hand wischte er sich über die Stirn. Von einem gepflegten Park sah ich nichts. Nach wie vor befanden wir uns in dem urwaldähnlichen Gelände.

»Wenn du mir die Fesseln abnimmst, laufe ich allein«, schlug ich dem Knaben vor.

Er lachte blechern. »Das hättest du wohl gern, wie?«

»Sicher, aber ich glaube, daß du gar nicht allein entscheiden kannst. Du mußt auf deine Herrin warten – oder? Was ist diese Lydia La Grange eigentlich für eine Frau?«

»Du wirst sie noch früh genug kennen lernen«, lautete die Antwort. Dann faßte er mich wieder unter und schleifte mich weiter.

Der Alte quälte sich wirklich, aber ich hatte kein Mitleid mit ihm. Wofür auch? Mir ging es noch dreckiger. Während meine Hacken über den schlammigen Boden rutschten, bewegte ich immer wieder die Füße. Ich drehte sie so gut es ging, spannte sie auch mal an, indem ich sie auseinanderdrückte, und versuchte so, die Fesseln weiter zu lockern.

Ich schaffte es und stellte fest, daß die Stricke längst nicht mehr so stramm saßen und daß ich unter Umständen schon einen Fuß befreien konnte.

Bei den Händen war nichts zu machen. Sie waren auf dem Rücken zusammengebunden, und hier saßen die Stricke so stramm, daß ich erst gar nicht den Versuch unternahm.

Durch das Bewegen der Zehen und Füße sorgte ich dafür, daß mein Kreislauf nicht zusammenbrach.

Der Alte über mir keuchte wie eine Lokomotive aus der Dampfroßzeit. Hin und wieder trafen sich unsere Blicke. Sein Gesicht war verzerrt. Er atmete schnell und keuchend und verfluchte mich mehr als einmal. Solange er mich nicht körperlich angriff, war mir das egal.

Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, bis mich der Kerl durch den verfilzten Wald geschleift hatte. Auf jeden Fall traten die dicht nebeneinander stehenden und ineinander verfilzten Bäume ein wenig zurück, und meinen Augen bot sich übergangslos eine prächtige Parklandschaft dar, die mich in ihrer Anlage und Gepflegtheit an die Schloßparks des achtzehnten Jahrhunderts erinnerte.

Millimetergenau gestutzte Hecken waren zu sehen, kleine Rondells, Bänke und Denkmäler.

Mir lief ein Schauer über den Rücken, als ich daran dachte, daß all diese Denkmäler von dämonischer Magie erfüllt waren.

Über einen schmalen Pfad schleifte mich der Alte auf den wesentlich breiteren Hauptweg. Er war mit Kies bestreut und glänzte noch regennaß.

Ich wunderte mich, woher der Mann die Kräfte nahm, mich immer noch weiterzuschleppen. Meiner Meinung nach hatte er die Siebzig bereits hinter sich. Von dem Haus sah ich nichts. Und dabei war ich gerade darauf gespannt. Und auf Lydia La Grange natürlich.

Der Mann zog mich an den Denkmälern und Statuen vorbei. Ich sah auch den römischen Legionär, der den Reporter attackiert hatte. Er stand auf einem Sockel, hatte den rechten Arm vorgestreckt und hielt das Kurzschwert stoßbereit.

Ich sah Kämpfer aus der Epoche des frühen und auch des späten Mittelalters. Dazu spanische Eroberer in ihren Rüstungen und Soldaten aus der napoleonischen Zeit mit ihren Dreispitzhüten und alten Musketen. Sogar ein Pirat war unter den Denkmälern vertreten.

Am meisten jedoch faszinierte mich der überlebensgroße Bogenschütze. Von ihm wußte ich, daß er Pierre Balmain getötet hatte. Er sah schon als Standbild furchterregend aus, hielt den Bogen gespannt und hatte einen Pfeil auf die Sehne gelegt.

Wir passierten ihn. Dabei hatte ich das Gefühl, daß sich seine Augen bewegten und meinen Weg genau verfolgten.

Da ich in meiner Lage nicht vorausschauen konnte, erblickte ich das Haus erst, als der Alte mich fallen ließ und ich mich dabei auf die Seite wälzte.

Leicht hob ich den Kopf an.

Ich sah ein prächtiges, hochherrschaftliches Gebäude. Ein Säulendach überdeckte das breite Eingangsportal, und an der Zahl der Fenster las ich ab, daß das Haus über zwei Dutzend Zimmer haben mußte.

»Wir sind da«, sagte der Kerl.

Das hätte ich auch ohne seinen Kommentar gewußt.

Der Alte bückte sich, holte ein Messer hervor und säbelte an meinen Fußfesseln herum.

»Du hast sie ja schon gelockert!« knurrte er. Dann fielen die letzten Stricke. »Los, hoch mit dir!«

Ich gab mir Schwung und stand auf.

Und schon spürte ich die Nachwirkungen des Schlages. In meinem Kopf schien sich ein feuriges Rad zu drehen, und ich hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben.

Der Alte starrte mich an. »Spiel hier nicht den Kranken!« zischte er.

Ich atmete tief durch. Danach ging es mir besser. Dann mußte ich auf das Haus zugehen.

Vor der untersten Stufe der Treppe blieb ich stehen, nicht weil der Alte dies befahl, sondern weil die Tür geöffnet wurde.

Der rechte Flügel schwang zurück.

Auf der Schwelle stand eine Frau.

Lydia La Grange!

***

Die Frau und ich standen rechts und links der Treppe getrennt. Wir starrten uns an. Sekundenlang…

Und jeder wußte plötzlich, was er von dem anderen zu halten hatte. Wir waren Feinde, Todfeinde sogar…

Ich spürte fast körperlich den Hass und die Abneigung, die mir von dieser Person entgegenströmten. Unwillkürlich ging ich einen Schritt vor, wollte etwas sagen, doch da hob Lydia La Grange die Hand. »Ich weiß, wer Sie sind, Monsieur. Sie haben es sich zur Aufgabe gemacht, meinen Garten zu zerstören. Nicht wahr?«

Ich erwiderte nichts.

»Kommen Sie zu mir.«

Als ich mich nicht rührte, stieß mich Jean an. »Geh schon!« zischte er. »Man läßt Madame nicht warten.«

Ich schritt die Treppe hoch. Sechs breite Steinstufen brachten mich in die Nähe der Frau.

Sie trat zurück, gab mir den Weg ins Haus frei und sagte: »Bitte, treten Sie näher.« Ich schritt an ihr vorbei und betrat eine große Halle,

in der einige Kerzen brannten und flackerndes Licht verstreuten. Der große Kamin unter der Dreiergruppe gewaltiger Bilder war erloschen.

Kalt war es in dem Saal.

Der Alte schloß die Tür.

»Brauchen Sie mich noch?« fragte er seine Herrin.

»Nein, du kannst gehen. Ich will mit unserem Gast allein reden!«

»Aber er ist gefährlich.«

Lydia La Grange lachte spöttisch. »Na und? Glaubst du, ich werde mit ihm nicht fertig? Es haben schon andere versucht, mich zu übertölpeln. Nein, nein, er gehört mir.«

»Sehr wohl, Madame.« Der Diener verschwand.

Lydia La Grange wandte sich mir wieder zu. Sie selbst wirkte wie ein Denkmal, und ich hatte das Gefühl, daß in der Brust dieser Frau ebenfalls ein Herz aus Stein schlug. »Sie werden verstehen, daß ich Ihnen aus Gründen der eigenen Sicherheit die Handfesseln nicht abnehmen kann, Monsieur. Aber ich bin sicher, daß wir uns dennoch prächtig unterhalten.«

»Das hängt vom Thema ab«, erwiderte ich.

»Es wird Sie interessieren.«

Lydia La Grange lächelte wissend und etwas in sich gekehrt, als sie auf eine Tür am Ostflügel der Halle zuschritt. »Wenn Sie mir bitte folgen wollen, Monsieur Sinclair.«

»Woher wissen Sie meinen Namen?«

Die Frau öffnete die Tür, blieb stehen und schaute mir entgegen, während ich auf sie zuschritt. »Ich weiß einiges, Monsieur Sinclair. Das sollte Ihnen vorerst als Antwort genügen.«

»Wie Sie meinen.« Ich schritt an ihr vorbei.

Wir durchquerten ein leer stehendes Zimmer, in dem die Fenster verhängt waren, und betraten dann einen Raum, den sich die Frau als Arbeitszimmer eingerichtet hatte.

Es war zur Hälfte eine Werkstatt und zur Hälfte eine Bibliothek. Die Werkstatt fesselte meine Aufmerksamkeit. Ich sah mehrere Töpferscheiben, lange Steinbänke und einen in der Wand eingelassenen Brennofen. Die Werkstatt ließ sich von der Bibliothek durch eine Schiebetür abtrennen.

Auf den Steinbänken standen Figuren, manche waren nur halbfertig.

Meist waren es Köpfe, die Lydia La Grange mit geschickten Händen geformt hatte. Und sie waren so echt modelliert, daß man als unvoreingenommener Betrachter das Gefühl haben konnte, sie würden tatsächlich leben und wären aus Fleisch und Blut. Lydia La Grange war eine wirkliche Künstlerin.

»Kompliment, Madame«, sagte ich. »Ihre Arbeiten sind in der Tat außergewöhnlich.«

»Ja, das sind sie.«

Unter Komplexen litt die Frau gerade nicht, das hatte sie mir mit ihrer Antwort bewiesen.

Die La Grange trat dicht an die Steinbank heran und strich mit ihren Fingerkuppen über die Bildhauerarbeiten. Ein mit brennenden Kerzen bestücktes, von der Decke hängendes Wagenrad warf seinen Schatten über sie, und der Kerzenschein überflutete ihr Haar mit einem goldgelben Schimmer.

Ich dachte über Lydia La Grange nach. Was war sie für eine Person? Eine Hexe? Eine Teufelin? Eine Dämonin?

Wahrscheinlich alles drei, aber in erster Linie war sie ein Mensch. Einer, der sich dem Bösen verschrieben hatte und voll hinter seinem Entschluß stand.

»Was bezwecken Sie mit all diesen Dingen?« Meine Frage unterbrach das Schweigen.

Sie ließ ihre Hände sinken und antwortete: »Ich habe mich dazu entschlossen, einem Mächtigen zu dienen und ihm einen Stützpunkt auf dieser Welt zu schaffen. Denn irgendwann einmal wird er die Herrschaft übernehmen.«

Solche Sätze kamen mir verdammt bekannt vor. Ich hatte sie schon öfter gehört. »Darf ich fragen, wer dieser Jemand ist?«

»Ja.«

»Asmodis?«

»Nein, nicht der oberste Höllenfürst. Leider nicht«, fügte sie hinzu.

»Dann ist es der Schwarze Tod!« Das war keine Frage, sondern eine Feststellung, und ich hatte damit voll ins Schwarze getroffen.

Lydia La Grange nickte. »Ja, Monsieur Sinclair, es ist der Schwarze Tod.«

»Dann wissen Sie auch, daß er und ich die größten Feinde sind.«

»Natürlich, Monsieur Sinclair. Und ich werde auch dafür sorgen, daß Sie nicht mehr seine Kreise stören können. Mit anderen Worten: Sie werden die Insel lebend nicht mehr verlassen!«

Mit so etwas Ähnlichem hatte ich gerechnet, deshalb war ich nicht überrascht, als die Frau mir meine Zukunftsperspektiven eröffnete.

»Sie sagen nichts?«

»Nein«, erwiderte ich lächelnd. »Noch lebe ich.«

Die Frau lachte und nahm ein meißelähnliches Gerät auf, mit dem sie spielte. »Irgendwie muß ich Sie bewundern, Monsieur Sinclair. Sie haben Mut, und so etwas imponiert mir. Aber jeder, der diese Insel besucht hat, ist von meinen Freunden getötet worden.«

»Dann leben diese steinernen Denkmäler also«, sagte ich.

»Ja. Der Schwarze Tod hat ihnen das Leben eingehaucht, wenn ich es mal so nennen darf. Diese Figuren haben die Aufgabe, mich zu schützen.«

»Nur Sie?«

»Nein, auch ihn.«

Die Antwort überraschte mich. Ich wußte nicht, in welche Kartei ich sie stecken sollte. »Was meinen Sie damit – auch ihn?«

Lydia La Grange legte das Gerät weg und winkte mit dem gekrümmten Zeigefinger. »Kommen Sie, ich möchte Ihnen etwas zeigen, Monsieur Sinclair.«

Ich trat näher.

Die Frau ging zu einem Gegenstand, der bereits meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, da er durch ein schwarzes Tuch verdeckt war.

Die Frau trat an den verdeckten Gegenstand, faßte das Tuch mit zwei Fingern und riß es weg.

»Voilà«, sagte sie. »Der Schwarze Tod!«

Ich prallte unwillkürlich zurück, als ich das Skelett sah. In meinem Herzen gab es einen Stich. Dort stand der Schwarze Tod tatsächlich vor mir, oder vielmehr eine naturgetreue Nachbildung des schrecklichen Dämons.

Die Kopie war kleiner, sie reichte mir nicht einmal bis zur Schulter. Aber das Gerippe mit dem dunklen Schädel und den häßlichen weißen Augen war meinem Erzfeind täuschend ähnlich nachgebildet worden.

»Nun, was sagen Sie?« Lydia La Granges Stimme klang triumphierend.

»Wahrlich, eine naturgetreue Nachbildung«, erwiderte ich mit rauher Stimme.

»Und nicht nur das, Monsieur Sinclair.« Die Frau blieb von einer kalten Höflichkeit. »Durch diese Nachbildung empfange auch ich seine Befehle und Botschaften. Er hat mir Ihr Kommen angekündigt, so daß ich keineswegs überrascht war, als Jean, mein Diener, Sie zu mir auf die Insel brachte. Nein, ich wußte Bescheid.«

Mir war inzwischen klar geworden, daß ich es hier mit einer ungeheuer starken Gegnerin zu tun hatte. Ich durfte Lydia La Grange auf keinen Fall unterschätzen, denn sie konnte sich auf die Hilfe des Schwarzen Tods berufen.

Und welch ein Gegner er war, das hatte ich schon oft genug erfahren.

Ich starrte das Skelett an. Auch die Frau bemerkte meinen Blick und enthielt sich des Kommentars.

Dann aber sagte sie: »Durch dieses Skelett trete ich auch mit ihm in Verbindung.«

Meine Antwort klang leise: »Mit anderen Worten, er spricht zu Ihnen.«

»Genau.«

Schon seit geraumer Zeit hatte ich das Gefühl, daß sich mit den Augen irgend etwas tat. Sie schienen nicht mehr so starr zu blicken, sondern bewegten sich innerhalb der Höhlen.

Da hörte ich die Stimme. Sie klang aus dem zahnlosen Mund der Schreckensgestalt. »Du bist also gekommen, John Sinclair. Das ist gut – sehr gut sogar. Noch nie hat jemand diese Insel lebend verlassen, wenn ich es nicht wollte. Leider bin ich durch einen unglückseligen Zufall in einer anderen Dimension gefangen, daß ich nicht selbst bei dir bin und dich vernichten kann, hast du Myxin, dem Magier, zu verdanken. Er hat zum Krieg gegen mich aufgerufen und sammelt seine Heere. Aber irgendwann werde ich ihn geschlagen haben, und dann kann ich mich mit dir beschäftigen, Sinclair falls du bis dahin noch nicht tot bist.« Ein häßliches Lachen drang aus dem Maul des Schädels.

Hätte ich die Hände frei und meine Beretta bei mir gehabt, dann hätte ich die Nachbildung in Stücke geschossen. Aber leider war ich gefesselt, und meine Pistole besaß der Alte.

Dann verstummte das Skelett, die Augen lagen wieder ruhig in den Höhlen.

»Hast du alles verstanden, Sinclair?« zischte Lydia La Grange. Sie duzte mich jetzt, hatte ihr ladylikes Benehmen abgelegt.

»Sicher, er hat laut und deutlich genug gesprochen.«

»Dann weißt du auch, daß ich nicht übertrieben habe.«

»Darf ich fragen, was Sie mit mir vorhaben?«

»Ja, ich werde dich laufen lassen.«

Als ich überrascht die Augenbrauen hob, fing sie an zu kichern. »Nicht so, wie du denkst, Sinclair. Du erhältst in den nächsten Minuten von mir deine Freiheit. Ich persönlich werde dir sogar die Tür aufhalten, so daß du in den Garten laufen kannst. Dann kannst du versuchen, von der Insel zu fliehen.«

»Wie schön. Und die Steinfiguren?«

»Sind deine Gegner.«

Das hatte ich geahnt. Wie sagte die Frau noch? Bisher hat noch nie jemand lebend die Insel verlassen, wenn sie es nicht wollte. Und ob ich der erste war, konnte ich mir nur schwer vorstellen.

Sie fuhr fort. »Da ist allerdings noch etwas. Wenn ich dich laufen lasse, bleiben deine Hände gefesselt. Dies nur zur Information. Schaffst du es, die Fesseln zu lösen, um so besser für dich. Wenn nicht, hast du Pech gehabt.«

Sie war wie so viele meiner Gegner. Maßlos in ihrer Selbstüberschätzung. Das kam allerdings zwangsläufig, wenn man so etwas wie Macht besaß.

»Hast du noch eine Frage?«

Ich kam nicht dazu, sie zu stellen, denn ohne anzuklopfen wurde die Tür aufgerissen und Jean, der Diener, stürzte in den Raum.

»Madame!« rief er. »Madame!«

Unwirsch wandte Lydia La Grange den Kopf. »Was ist denn? Du

weißt doch, daß ich nicht gestört werden will.«
»Aber es ist wichtig.«
»Dann rede!«
»Ein Schiff, Madame – es ist vom anderen Ufer ausgelaufen und nähert sich der Insel…«

***

Ich triumphierte innerlich, ließ mir jedoch nichts anmerken.
Meine Freunde hatten mich also nicht im Stich gelassen. Ich konnte mich auf Suko, Bill Conolly und auf Tom Jeffers verlassen. Und plötzlich klebte ein Lächeln in meinen Mundwinkeln, ich sagte jedoch nichts.
Die Augen der Frau schienen Blitze zu sprühen. Wut entstellte auf einmal ihr Gesicht. Sie ging vor, packte den Alten am Revers und schüttelte ihn durch.
»Du hast genau gesehen, daß sie kommen?«
»Ja, Madame, ich war oben am Ausguck. Und es ist das Schiff, mit dem auch die beiden Schnüffler zur Insel gefahren sind. Ein blaues Boot.«
Die Frau ließ den Diener los. Auf der Stelle kreiselte sie herum, während Jean ängstlich einige Schritte zurückwich.
Erst jetzt sagte ich etwas. »Pech für Sie, Madame. Ich habe mich immer rückversichert.«
Sie stieß ein Lachen aus, das schon mehr einem Knurren glich. »Keine Angst, Sinclair, auch ich habe meine Trümpfe noch längst nicht ausgespielt.« Dann wandte sie sich an ihren Lakaien. »Bring ihn nach draußen, er soll unsere Freunde kennen lernen.«
Der Alte nickte und zog meine Beretta. Die Mündung zielte auf mich. Hatte ich den Knaben bisher nicht für ernst genommen, so revidierte ich nun meine Meinung, denn Jean hielt wie ein Profi genau den Abstand, der nötig war, um keinen Überraschungsangriff zuzulassen.
Die Frau öffnete die Tür.
»Verlassen Sie das Zimmer!«
Ich ging. Jean verfolgte mit Argusaugen jede meiner Bewegungen. Die Mündung zielte jeweils auf meine Körpermitte.
»Einen von uns hast du umbringen können!« zischte die Frau haßerfüllt. »Es wird der erste und der letzte gewesen sein, das schwöre ich dir, Sinclair!«
»Abwarten«, entgegnete ich gelassen. Ich hoffte, mich so lange halten zu können, bis meine Freunde eintrafen. Und sie hatten sicherlich die entsprechenden Waffen an Bord.
Der Wind fuhr in die Halle und bewegte die Kerzenflammen, als Madame die Tür öffnete, dann zurücktrat und Platz schuf, damit ich nach draußen gehen konnte. Langsam ging ich über die Schwelle,

nahm die erste Stufe, die zweite, und auf der dritten erreichte mich La Granges Ruf.

»Sinclair!«

Ich wandte mich halb um, sah ihr Gesicht und wußte genau, daß meine Rechnung noch eine Unbekannte enthielt.

Und die spielte sie voll aus.

»Ich habe doch von einem Trumpf gesprochen, Sinclair, den ich noch in der Hinterhand habe. So einfach ist es gar nicht, die Insel anzulaufen. Der Schwarze Tod hat mir einen Wächter geschickt. Du kennst sicherlich die Geschichte von Loch Ness. Und solch ein Tierchen ist in unserem See. Deinen Freunden wünsche ich wirklich eine fröhliche Reise.«

Sie schlug die Tür zu, und ich stand da wie ein begossener Pudel. Die Chancen meiner Freunde sanken plötzlich rapide…

***

Bill Conolly knetete sein Kinn. Das tat er immer, wenn er sehr nervös war. »Und du meinst wirklich, daß John sich auf diesem Kahn befindet?«

»Ja.« Suko nickte bestätigend. »Verdammt, ich hätte bei ihm bleiben sollen.«

»Bestimmt ist er freiwillig gefahren.«

»Dann hätte er was gesagt.«

Die Männer standen neben meinem Bentley. Suko hielt schon den Einsatzkoffer fest. Bill rauchte nervös eine Zigarette, und Tom Jeffers scharrte unruhig mit den Füßen hin und her. »Dann – dann ist das meine Schuld, wenn etwas passiert«, sagte er.

»Unsinn«, widersprach ihm Bill. »Das ist Berufsrisiko. Vielleicht ist John auch bewußt mitgefahren«, fügte er noch hinzu und warf Suko einen Seitenblick zu, doch der Chinese schüttelte den Kopf.

»Worauf warten wir eigentlich noch?« fragte er. »Wir müssen hinterher.«

»Genau.« Bill wollte schon gehen, blieb nach zwei Schritten stehen und sagte: »Aber wir haben kein Boot.«

»Natürlich. Meins.« Tom Jeffers war froh, endlich aktiv eingreifen zu können. »Kommen Sie, es liegt an der Mole.«

Bill lachte und schlug seinem jungen Kollegen auf die Schulter. »Du bist prima, Tom. Aus dir wird noch mal etwas.«

»Ach, hör auf.«

Sie liefen am Ufer entlang dem Anlegeplatz entgegen, wo das blaue Kunststoffboot auf den Wellen schaukelte. Eine Plane hatte das Innere vor dem ärgsten Regenwasser geschützt. Nur am Heck hatten sich einige Lachen gebildet.

Suko stieg als erster ein.

»Sprit?« fragte Bill.

Tom Jeffers winkte ab. »Noch genügend vorhanden.«

»Okay, dann kann ja nichts schief gehen.« Auch Bill enterte den Kahn, und Tom löste die Leine.

Drei Personen waren für den kleinen Flitzer ziemlich viel. Das Heck lag tief im Wasser.

Bill Conolly bot sich an zu steuern. »Ich kenne mich da etwas aus.«

Tom war einverstanden und gab ihm den Schlüssel. Der Motor wollte erst nicht, sprang aber dann an.

Suko saß auf der schmalen Bank am Heck. Meinen Einsatzkoffer hatte er vor sich gestellt und bewachte ihn wie ein Heiligtum. In der letzten Zeit war dort noch eine Waffe hinzugekommen.

Die so genannte Dämonenpeitsche. Sie klemmte an einer Vorrichtung im Kofferdeckel. Wer sie nicht kannte, hielt die Peitsche für eine normale Röhre. Doch die hatte es in sich. Zeigte die Öffnung nach unten und man schlug damit einen Kreisbogen, so züngelten drei magische Peitschenriemen daraus hervor, die, wenn ein Dämon damit in Kontakt geriet, diesen auflösten.

Die Peitsche war wirklich einzigartig, die wir Myxin, dem Magier, abgenommen hatten.

Die Heckschraube wirbelte das Wasser auf, schäumte es zu Blasen hoch und hinterließ einen langen, weißen Streifen, der sehr rasch zerfaserte.

Tom Jeffers hatte sich zu Bill Conolly in den Ruderstand gesellt. Beide schauten sie auf die graugrüne, von Wellen gekräuselte Fläche des Sees und ließen ihre Blicke hinüber zur Insel schweifen, die ihnen das Gefühl vermittelte, sie würde drohendere Formen annehmen, je mehr sie sich ihr näherten.

Auch der Wind hatte auf dem See nachgelassen.

War es die berühmte Ruhe vor dem Sturm?

Suko erhob sich. Etwas breitbeinig schritt er auf Bill und Tom Jeffers zu.

»Irgend etwas stimmt nicht«, sagte der Chinese. »Ich habe das Gefühl, als würde eine unsichtbare Glocke über dem Wasser hängen.«

Bill und Tom stimmten dem Chinesen zu.

Die drei Männer schauten sich um, tasteten mit ihren Blicken die Oberfläche des Wassers ab, aber sie konnten nichts Verdächtiges entdecken. Auch von der Insel drohte ihnen keine unmittelbare Gefahr. Kein Schiff löste sich vom Ufer. Verlassen lag der entfernte Strand vor dem dichten Waldgürtel.

Suko schritt wieder zum Heck. Der scharfe Bug des Bootes zerschnitt die Wellen wie ein Messer. Wasser gischtete zu beiden Seiten der Bordwand hoch und sprühte als feiner Regen über das Deck.

Die Hälfte der Strecke hatten sie bereits hinter sich. Grau war der

Himmel über ihnen. Kein einziger Sonnenstrahl durchbrach die triste Farbe.

Suko dachte daran, die Waffen zu verteilen. Er selbst trug eine mit Silberkugeln geladene Beretta unter der Achsel, aber Bill und Tom hatten nichts, womit sie sich gegen Angreifer wehren konnten.

Ein letztes Mal ließ der Chinese seine Blicke über das Wasser gleiten. Und da sah er es.

Rechts von ihm geriet die graugrüne Brühe in Bewegung. Strudel bildeten sich, schäumten hoch und warfen dicke Blasen, die sehr schnell wieder zerplatzten.

»Bill!« rief Suko. »Da – rechts…«

Die nächsten Worte verschluckte er, denn wo sich eben noch der Strudel befunden hatte, tauchte der riesige Schädel einer gewaltigen Seeschlange auf…

***

Mit einem nicht zu überhörenden Knall wurde die Tür hinter mir zugeworfen. Allein stand ich auf der Treppe.

Und gefesselt.

Vor mir sah ich den gepflegten Park mit all seinen Standbildern und Denkmälern. Sie waren jetzt meine Todfeinde!

Mit wie vielen von ihnen ich es zu tun hatte, wußte ich nicht. Mir war nur klar, daß sie mir ans Leben wollten.

Aber noch war ich nicht tot. Und ich hatte es, verdammt noch mal, gelernt zu kämpfen.

Doch bevor ich mich mit den gefesselten Fäusten verteidigte, mußte ich meine Lage durchdenken. Vielleicht konnte ich den steinernen Monstern durch List und Tücke entweichen, ihnen sozusagen einen Streich spielen.

Wo war ich vor ihnen sicher?

Im Wald. Aber bis ich dort war, hatten mich die Ungeheuer schon längst entdeckt. Also nichts.

Wichtig war vor allen Dingen, daß ich meine Fesseln loswurde. Allein mit gebundenen Händen schnell zu laufen, ist schon schwierig genug, geschweige denn, sich zu verteidigen.

Ich warf einen Blick zurück und sah das haßverzerrte Gesicht der Frau hinter einer Fensterscheibe.

Sie hatte gut lachen.

Langsam schritt ich die restlichen Stufen hinunter. Interessant war auch das Boot, mit dem wir gekommen waren. Wenn ich das erreichen konnte, hatte ich die halbe Miete kassiert.

Die Seeschlange oder das Seeungeheuer fiel mir wieder ein. Ich glaubte der Frau aufs Wort, daß es so etwas gab. Der Schwarze Tod war immer in der Lage, die schlimmsten Geschöpfe entstehen zu

lassen.
Und dann hörte ich das Knirschen.
Über mir.
Ich warf einen Blick nach oben, sah plötzlich, wie sich am Dach etwas bewegte, und im nächsten Moment rutschte unterhalb der Dachrinne ein vorhängender Steinkoloß aus dem Gefüge und fiel zu Boden.
Ich flog förmlich nach vorn. Wenn der Stein mich erwischte, war es aus.
Den letzten Satz hechtete ich vor und genau in ein Gebüsch hinein, wo die wippenden Zweige mich auffingen.
Hinter mir krachte der Stein zu Boden und hinterließ einen regelrechten Krater, solch eine Aufprallwucht hatte er.
Mir wurde nachträglich noch angst und bange.
Das also war die erste Warnung. Mit Hilfe der Schwarzen Magie ließ sich alles machen, sogar tonnenschwere Steine aus dem Gefüge reißen. Ein harter Zweig wischte an mir vorbei. Ich hatte nicht viel abgekriegt, lag aber in einer unbequemen Stellung im Gebüsch.
Und die Hände weiterhin gefesselt.
Wie ein Tier strampelte ich mich frei, wollte aufstehen, blieb wieder hängen und fiel hin.
Mein Fluch war nicht druckreif. Wenn das so weiterging, war ich schon verloren, bevor die heiße Jagd begonnen hatte.
Wären nur die verflixten Fesseln nicht gewesen. Ich zerrte und riß wie ein Besessener an den Stricken, doch der Erfolg war gleich Null.
Ich drehte mich wieder, und zwar so, daß ich das Haus und auch den heruntergefallenen Stein sehen konnte.
Das Gesicht hinter dem Fenster war verschwunden, wahrscheinlich besprach sich Lydia La Grange jetzt mit dem Schwarzen Tod. Mir war es egal, mich interessierte plötzlich etwas anderes.
Der Stein.
Er war nicht zerbrochen, sondern lag in seiner ursprünglichen quaderartigen Form vor dem Haus.
Und er hatte Kanten.
Scharfe Kanten.
Die Idee durchzuckte mich wie ein Blitzstrahl! Wenn ich es schaffte, die Stricke an einer der Kanten durchzureiben, war dies eine fantastische Sache.
Ich arbeitete mich aus meiner unbequemen Lage hervor und lief gebückt auf den Stein zu.
Ich ließ mich auf die Knie fallen, rutschte ein Stück vor, drehte mich dann so, daß mein Gesicht zum Kantenwinkel hinzeigte, hob die Arme etwas an und brachte die gefesselten Hände in die Nähe der Steinkante.

Dann begann ich zu reiben.

Es waren keine groben Seemannsstricke, die leicht zu durchscheuern waren, sondern feine, mehrmals gedrehte Bänder, die tief in die Haut schnitten.

Aber für mich gab es kein Halten. Ich mußte die Fesseln loswerden, wollte ich eine Chance im Kampf ums Überleben haben.

Hin und her rieb ich die zusammengebundenen Hände. Klar, daß ich mir dabei auch die Haut aufriß, aber ich unterdrückte die Schmerzen und arbeitete verbissen weiter.

Es ging um Leben und Tod. Wenn ich jetzt eine Schwäche zeigte, war ich verloren. Trotz der kühlen Witterung war ich in Schweiß gebadet. Mein schwarzer Burberry schien nur noch aus Dreck und Schlamm zu bestehen. Was ich in letzter Zeit an Mänteln zerrissen hatte, ging nicht einmal auf die berühmte Kuhhaut.

Aber lieber einen Mantel verlieren als sein Leben.

Und dieses zu erhalten, war mir Ansporn genug. Der Schweiß stand auf meiner Stirn, sammelte sich zu Tropfen, die an der Haut entlangliefen und salzig in meinen Augen brannten. Ich gab mir nicht die Zeit, den Schweiß wegzuwischen.

Hin und wieder riskierte ich einen Blick zur Seite, ob nicht eines von den Monstern mich schon ins Visier genommen hatte.

Doch bis jetzt hatte ich Glück.

Da fiel der erste Strick. Das heißt, ich riß an den Gelenken, und die Fessel fiel. Mit ihr hörte ich den Stein förmlich aufschlagen, der mir vom Herzen rutschte.

Weiter, nur nicht aufgeben, sich keine Pause gönnen. Ich hatte mittlerweile so etwas wie Routine bekommen und scheuerte immer weniger an der Haut entlang. Hin und wieder dehnte ich die Bänder, versuchte sie zu zerreißen, und ich spürte, wie sich auch die restlichen Stricke lockerten.

Da hörte ich die Tritte.

Unwillkürlich hielt ich inne und zog wie in einer Schutzbewegung den Kopf ein. Eine Gänsehaut lief mir über den Rücken, und ich hatte das Gefühl, an zwei Stromkabeln angeschlossen zu sein.

Behutsam drehte ich den Kopf nach links.

Der Soldat hatte sich mir bereits bis auf zwanzig Meter genähert. Eckig in seinen Bewegungen, schritt er voran. Die graugrüne Hautfarbe wirkte so, als würde sie jeden Moment auseinanderbröckeln. Der napoleonische Dreispitz saß auf seinem Kopf, das Gewehr hielt er noch geschultert. An seiner linken Seite baumelte ein Säbel.

Mir blieb gar keine Zeit, Angst zu haben. Statt dessen verstärkte ich meine Bemühungen und warf dabei immer wieder einen Blick nach rechts.

Stolz marschierte der Soldat auf mich zu. Sein Gesicht schien in diesen fürchterlichen Augenblicken zu leben, aber das war wohl nur eine Einbildung meinerseits.

Fünfzehn Meter…

Ich strengte mich noch mehr an. Zehn Meter.

Wieder fiel eine Fessel.

Weiter, nur weiter. Ich atmete keuchend und mit offenem Mund. Mein Gesicht war verzerrt, in ihm spiegelte sich die Anstrengung wider.

Ein schneller Blick. Mein Herzschlag stockte.

Der Soldat nahm die Muskete von seiner Schulter. Er trat noch einen Schritt vor – und blieb stehen.

Mit einem Wutschrei auf den Lippen riß ich weiter an den verfluchten Stricken. Der Soldat senkte das Gewehr, legte auf mich an.

Ich drehte den Kopf, schaute in das Mündungsloch und wußte, daß das Ungeheuer in der nächsten Sekunde abdrücken würde…

***

Es war unbegreiflich, und die drei Männer in dem kleinen Boot hatten so etwas bisher nur in Fabeln, Märchen oder Legenden gelesen. Aber daß eine gewaltige Seeschlange dicht vor ihren Augen aus dem Wasser schoß, konnten sie nicht fassen. Es gab sie also doch!

Oder war dieses Tier nur durch magischen Einfluß entstanden? Vielleicht war es eine Halluzination? Wie auch immer – die Seeschlange jedenfalls war keine harmlose Blindschleiche, sondern bedeutete Gefahr.

Tödliche Gefahr!

Bill sagte gar nichts. Er starrte das Tier nur an, wobei er im Unterbewußtsein das Boot nach Backbord lenkte, um vor dem Riesentier zu fliehen.

Tom Jeffers war kalkweiß geworden. Er flüsterte sinnlose Worte vor sich hin. »Das Boot ist unsinkbar. Das stand im Prospekt, und das hat man uns auch versichert.« Niemand hörte auf ihn, keiner verstand seine Worte. Der schrecklich faszinierende Anblick der Seeschlange ließ die Männer ihre sonstige Umwelt vergessen.

Der Kopf des Tieres pendelte etwa zwei Meter über der Wasseroberfläche, die sich allmählich wieder beruhigt hatte, jedoch abermals zu kochen begann, als der Leib des Tieres plötzlich wuchtig aus den Fluten stieg.

Das kleine Boot wurde von den Wellen erfaßt und auf und nieder gehoben wie eine Nußschale.

Bill steuerte verzweifelt gegen, und dann peitschte das Schwanzende der Schlange heran.

Es krachte nicht voll gegen das Boot, sondern streifte es nur. Doch

die Wucht reichte, um die Männer durcheinander wirbeln zu lassen wie Spielfiguren.

Das Boot drehte sich, als wäre es ein Kreisel.

Bill Conolly verlor die Gewalt über das Ruder und wurde von den Fliehkräften in eine Ecke katapultiert. Zwangsläufig mußte er loslassen. Bill fiel zu Boden und prallte mit dem Hinterkopf gegen die Kunststoffverkleidung. Für einen Moment sah er Sterne.

Tom Jeffers verlor ebenfalls das Gleichgewicht. Er ruderte mit den Armen und versuchte sich noch zu halten, doch auf den nassen Planken rutschte er aus. Schwer fiel Tom Jeffers hin.

Suko hatte sich um die eigene Achse gedreht. Selbst dem bärenstarken Chinesen gelang es nicht, sich auf den Beinen zu halten. Die Fliehkraft driftete ihn gegen die kleine Bank am Heck. Doch nach wie vor hielt der Chinese den Einsatzkoffer umklammert.

Die See kochte.

Rund um das kleine Boot stiegen Blasen auf, zerplatzten und schäumten wieder hoch. Strudel bildeten sich, die das Boot in eine Kreiselbewegung rissen.

Bill Conolly schrie etwas, was niemand verstand. Trotz der mißlichen Lage dachten er und Suko an Widerstand. Kampflos würden sie sich der Seeschlange nicht ergeben.

Suko stemmte sich mit den Hacken ein und ließ seine Hand unter die Achsel rutschen. Die Finger umspannten den Kolben der Beretta.

Suko riß die Waffe hervor.

Da schoß der Kopf der Schlange dicht vor der Backbordseite aus dem aufschäumenden Wasser.

Weit riß sie ihren Rachen auf. Er war so groß, daß er das Boot mitsamt der Besatzung verschlingen konnte.

Und das hatte die Seeschlange auch vor. Ihr Kopf neigte sich. Armlange Zähne wuchsen in dem schleimigen Schlund.

Tom Jeffers hielt es nicht mehr aus. Er schrie.

Bill kämpfte sich verzweifelt auf die Beine.

Nur Suko behielt die Nerven.

Es war ihm gelungen, sich halb aufzusetzen. Mit dem Rücken stützte er sich an der Heckbank ab, hob den rechten Arm, schwenkte die Hand mit der Waffe und feuerte. Dreimal hintereinander zog er durch. Drei Silbergeschosse jagte er in das Maul der Schlange.

Wenn sie ein dämonisches Wesen war, mußte das geweihte Silber seine Wirkung zeigen.

Die Kugeln verschwanden in dem Schlund wie kleine, giftige Hornissen. Suko zitterte, er drückte die Daumen, daß das geweihte Silber seine Pflicht erfüllte, hoffte und bangte.

Sekundenlang blieb das Maul der Seeschlange in der Luft hängen, wie von einem unsichtbaren Faden gehalten. Weit war der Rachen

geöffnet, und Suko sah plötzlich die Lichtexplosionen, die sich darin vollzogen.

Dann klappte das Maul zu. Zähne knirschten aufeinander. Das Monster kippte zur Seite. Kopf und ein Teil des Oberkörpers der Schlange verschwanden in der kochenden See.

Drei geweihte Kugeln hatten Suko und seine Freunde vor dem sicheren Tod gerettet. Waren sie wirklich in Sicherheit?

Sukos Hoffnungen wurden schon nach wenigen Sekunden zerstört, denn nun begann der verzweifelte Todeskampf der unheimlichen Riesenschlange.

Das Schwanzende stach plötzlich aus dem Wasser und verwandelte den See in eine wilde, tobende und kochende Hölle.

Das Wasser schäumte auf. Gewaltige Wellenberge liefen auf das kleine Boot zu. »Festhalten!« brüllte Suko, doch seine Stimme ging im donnernden Krach unter, als das Schwanzende mit ungeheurer Wucht das Boot in der Mitte traf und es förmlich spaltete.

Der Kunststoff platzte auseinander. Er brach wie die Schale einer Walnuß. Die Schweißnähte rissen. Wasser gurgelte über das Deck, riß alles mit, was nicht fest angebunden war.

Auch Menschen.

Tom Jeffers verschwand als erster in der brodelnden Hölle. Für einen winzigen Moment sah Suko noch seine um sich schlagenden Glieder, dann hatte der See den jungen Mann geschluckt.

Bill brüllte, bis das Wasser auch über ihm zusammenschlug.

Nur Suko hielt sich am längsten. Aber auch er mußte in das kalte Naß, denn plötzlich sank das Boot wie ein Stein dem Grund des Sees entgegen…

***

Der Soldat mit dem Dreispitz feuerte. Es gab einen ungeheuren Krach, und die Waffe in seinen Händen schien förmlich zu explodieren. Der Rückstoß stieß sie hoch. Pulverdampf wölkte auf und nahm mir für einen Moment die Sicht.

Als der Schuß aufdonnerte, hatte ich mich hingeworfen. Die schwere Bleikugel fauchte über meinen Kopf hinweg und klatschte gegen den Stein, wo sie eine tiefe Furche hinterließ.

Einen zweiten Schuß konnte der dämonische Soldat nicht abfeuern. Er hätte erst nachladen müssen, dafür reichte die Zeit nicht.

Er griff nach seinem Degen.

Ich schleuderte meinen Oberkörper hoch, riß und zerrte an den letzten Stricken und schrie vor Freude auf, als sie auseinanderplatzten.

Beide Hände waren frei.

Doch der Soldat stand bereits neben mir. Mit der rechten Hand hielt er den Degen hoch. Die Spitze zeigte nach unten, genau auf meinen

ungeschützten Körper.

Ich warf mich zur Seite und rollte mich zweimal um die eigene Achse.

Mit einem dumpfen Laut fuhr der Degen in die feuchte Erde und blieb bis zur Hälfte darin stecken.

Ich hatte Zeit gewonnen.

Das steinerne Monster mußte die Waffe erst wieder aus dem Boden ziehen, aber das ließ ich nicht zu.

Ich sprang ihn an.

Mit voller Wucht prallte ich gegen den Körper und hätte vor Schmerz bald aufgeschrieen, denn der Soldat konnte zwar reagieren und laufen wie ein normaler Mensch, aber seine Haut war nach wie vor hart und fest.

Sie war aus Stein.

Ich prallte ab und fiel zu Boden, konnte mich jedoch noch fangen und war bereits wieder auf den Beinen, als der Steinerne zuschlug.

Hastig zog ich den Kopf ein.

Das Monster schlug ein Loch in die Luft. Mit der anderen Hand riß es den Degen aus dem Erdreich, um das zu vollenden, was ihm vorher mißlungen war.

Und ich hatte meine Beretta nicht.

Er stach zu.

Ich sprang geschickt hoch, spreizte dabei die Beine, so daß der Degen zwischen ihnen hindurch fuhr. Dem nächsten Hieb wich ich durch eine geschickte Drehung aus. Er wurde von oben nach unten geführt, und die Klinge rasierte an meinem Arm entlang.

Ich hatte keine große Lust, mich mit dem Monster auf einen langen Kampf einzulassen, denn jeden Augenblick konnte er Hilfe erhalten. Auf die Beretta konnte ich nicht zählen, dafür aber besaß ich mein Kreuz.

Hastig knöpfte ich mein Hemd auf.

Bevor der Soldat ein drittes Mal zustoßen konnte, hielt ich ihm das Kreuz genau vors Gesicht.

Das Monster wankte. Auf einmal drangen schreckliche Laute aus seinem Maul, und als ich vorsprang und ihm das Kruzifix gegen das Gesicht preßte, brach es in die Knie. Im nächsten Augenblick fiel es schwer auf die Seite.

Es knirschte und ächzte im Gefüge. Der Soldat hatte den Degen halb erhoben, und in der Stellung blieb er auch. Er versteinerte, und wenig später zerfiel er endgültig zu Staub. Aufatmend trat ich zwei Schritte zurück. Ich zitterte vor durchlittener Nervenanspannung. Eine Kreatur hatte ich besiegt – doch wie viele lauerten noch auf mich?

Dann hörte ich die Stimme des Alten. Sie klang schräg hinter mir auf und war von einer bissigen Boshaftigkeit.

»Gratuliere, Sinclair, einen hast du besiegt, aber wenn du jetzt nicht in den Garten hineingehst, jage ich dir eine Kugel in den Rücken. Sei gewiß, Sinclair, ich werde immer ein Auge auf dich halten, denn wenn meine Freunde dich nicht schaffen, dann töte ich dich. Mit deiner eigenen Silberkugel…«

***

Suko tauchte ein in die kalte, milchiggrüne Brühe. Er hatte die Beretta im letzten Augenblick noch weggesteckt und sich den Koffergriff zwischen die Zähne geklemmt.

Dann riß ihn ein Sog in die Tiefe.

Schlamm und Algen wurden vom Grund des Sees aufgewirbelt und verschlechterten zusätzlich die Sicht. Der Chinese sah von Bill Conolly und Tom Jeffers nichts, er hoffte nur, daß die beiden Männer sich auch hatten retten können.

Bill war, es tatsächlich gelungen, aber Tom Jeffers nicht. Als er über die Planken rutschte, war er mit dem Kopf gegen einen der Relingstäbe geprallt und durch diesen Stoß einer Ohnmacht nahe. In einem regelrechten Schwebezustand zwischen Wachsein und Bewußtlosigkeit wurde er in die Tiefe gerissen und zu einem Spielball der Wellen.

Der reglose Körper wirbelte auf und nieder und geriet durch eine unglücklich verlaufende Strömung ziemlich nahe an die Riesenschlange heran.

Deren Körper peitschte wild die Fluten, wirbelte einmal über den Grund und stieg dann wieder mit wilden, schlängelnden Bewegungen der Oberfläche entgegen.

Es war ein höllischer Kampf, und obwohl er höchstens nur zwei Minuten dauerte, erschien den drei Männern die Zeit mehr als doppelt so lang.

Bill Conolly hatte einen glücklichen Kopfsprung geschafft. Wie ein Pfeil tauchte er unter und erkannte plötzlich in der wogenden und tobenden See einen leblos dahin treibenden Menschen.

Tom Jeffers!

Bill durchschoß es wie ein Stromstoß.

Der junge Reporter trieb geradewegs auf die Riesenschlange zu. Wenn sie ihn auch nur einmal in ihrem verzweifelten Todeskampf traf, gab es für Tom keine Rettung mehr.

Bill Conolly änderte seine Richtung. Er schwamm nicht mehr von Jeffers fort, sondern genau auf ihn zu und damit auch in die unmittelbare Nähe der Seeschlange. Der Reporter begab sich in Todesgefahr.

Doch daran dachte er in diesen Augenblicken nicht. Hier war ein Mensch in Not, und dem mußte geholfen werden. Egoistische Gefühle

drängte Bill dabei zur Seite. Außerdem hätte er für jeden anderen das gleiche getan.

Wieder zuckte der Körper der Riesenschlange hoch. Eine Wolke wurde vom Grund aufgewirbelt und vernebelte die Sicht. Panik stieg in Bill hoch, da er den treibenden Körper durch den trüben Schleier nicht mehr sah.

Bill schwamm schneller. Ewig konnte auch er nicht die Luft anhalten. Wenn er Tom Jeffers retten wollte, dann mußte er sich höllisch beeilen.

Kraftvoll bewegte sich mein Freund voran. Arme und Beine schlugen im gleichen Rhythmus.

Und plötzlich sah er Tom Jeffers.

Er trudelte dem Grund zu.

Zwei kräftige Schwimmbewegungen brachten Bill dicht an den treibenden Körper heran. Jetzt, wo er ihn aus der Nähe sah, hatte er plötzlich Angst, daß dem jungen Mann nicht mehr zu helfen war. Doch Bill verdrängte den Gedanken rasch und packte zu.

Fest nahm er Tom in den Griff.

Dann spürte er die Luftknappheit. Der lebenswichtige Sauerstoff fehlte, alles in ihm drängte danach, den Mund zu öffnen und einzuatmen.

Doch Bill hielt durch.

Mit den Beinen stieß er sich ab und strampelte förmlich der Oberfläche zu. Bill hatte das Gefühl, daß er sie nie mehr erreichen würde. Es wurde kaum heller. Nach wie vor hüllte ihn die grünlich schillernde Wasseraura ein.

Und Tom Jeffers war schwer. Bill mußte alles daransetzen, um ihn an die Oberfläche zu zerren.

Da wurde er von einer Woge gepackt. Die Schlange lag in den letzten Zügen. Noch einmal wühlte sie das Wasser auf. Bill fühlte sich wie ein Blatt Papier, mit dem der Herbstwind sein Spiel trieb. Der Reporter wußte plötzlich nicht mehr, wo oben oder unten war, er glaubte, in einem geschlossenen Kreisel zu kleben, der sich nicht nur um die eigene Achse drehte, sondern auch hin- und herschwang.

Bill verlor die Übersicht. Wie im Krampf hielt er den jungen Tom Jeffers fest.

Jede Faser seines Körpers schrie nach Luft, nach dem lebensspendenden Sauerstoff. Längst tanzten rote Kreise vor seinen Augen, die raketengleich in tiefe, schwarze Schächte stießen, diese erweiterten und die Vorboten der Ohnmacht immer näher brachten.

Bill Conolly hielt es nicht mehr aus. Luft…

Er riß den Mund auf.

Da durchstieß sein Kopf die Wasseroberfläche. Bill würgte und keuchte. Er sackte wieder ab, doch auf einmal waren helfende Hände

da und hielten ihn fest.
Bill Conolly vernahm eine vertraute Stimme.
»Nur ruhig Blut, mein Junge. Keine Panik mehr, ich bin bei dir.«
Suko hatte die Worte gesprochen. Er schwamm neben Bill und kümmerte sich auch um Tom Jeffers.
Suko war ein ausgezeichneter Schwimmer. Er legte sich den jungen Mann im Rettungsgriff zurecht, während Bill Conolly dem Chinesen den Koffer abnahm. Erst einmal mußten sie sich von den Strapazen erholen.
Bill schnappte immer wieder nach Luft, er hustete und keuchte, während Suko krampfhaft den Kopf des jungen Reporters über Wasser hielt. Toms Gesicht war blau angelaufen. Es war eine Frage, ob er noch lebte, aber das herauszufinden war ihnen im Augenblick nicht möglich.
Die Riesenschlange hatte ziemlich spät angegriffen, nachdem bereits die Hälfte der Strecke hinter ihnen lag. Die Insel war bereits deutlich zu erkennen, und normalerweise wäre die Strecke für die beiden Männer kein Problem gewesen, sie schwimmend zurückzulegen. Aber jetzt waren sie total erschöpft.
Trotzdem blieb ihnen keine andere Wahl.
Von ihrem Boot war nicht mehr viel zu sehen. Hier und da schwammen noch einige blaue Kunststoffteile auf dem Wasser. Sie wurden von den Wellen auf und nieder geworfen und zu einem Spielball degradiert. Letzte Erinnerung an ei schauriges Abenteuer.
Suko winkte. »Los!« rief er. »Wir müssen zum Ufer!«
Die beiden begannen zu schwimmen. Sie mußten sich auch bewegen, denn das Wasser war verdammt kalt.
Daran dachte Bill mit dem Rest von Galgenhumor.
Das Ufer und damit die Insel schienen kaum näher zu rücken. Bill und Suko hatten das Gefühl, sich auf der Stelle zu bewegen, aber sie gaben nicht auf. Sie kämpften weiter, schwammen, bewegten sich, wichen Wellen aus und mobilisierten ihre letzten Kräfte.
Bill machte als erster schlapp.
In unregelmäßigen Abständen schlug das Wasser über ihm zusammen, und es dauerte immer länger, bis der Reporter zurück an die Oberfläche trieb.
Suko bemerkte dies mit Entsetzen. Er konnte Bill mit Taten nicht helfen, nur mit Worten.
»Reiß dich zusammen!« schrie er ihn an. »Sei keine Memme! Los – oder willst du absaufen?«
Suko fuhr Bill Conolly bewußt hart an. Er sah das von Erschöpfung gezeichnete Gesicht des Freundes, und die Frage, die er sich stellte, wurde immer banger. »Weiter, Bill! Weiter!«
Und der Reporter kämpfte. Er dachte an seine Familie, an Sheila, an

den kleinen Johnny. Nein er durfte nicht aufgeben. Sie brauchten ihn, dringender als zuvor. Während seine Arme fast automatisch arbeiteten, tauchten vor seinem geistigen Auge die Gesichter seiner Lieben auf.

Sheila lächelte ihn an. Ihr Anblick gab ihm Mut. Du mußt es schaffen, Bill, du mußt es, schien sie zu rufen. Bitte, tu es für mich. Ich bitte dich, Bill…

»Gleich haben wir es geschafft!« hörte er Sukos Stimme, und das Bild seiner Frau verschwand. Es löste sich in einer grünen Wellenformation auf, die einen Schleier über seine Augen legte.

Noch einmal wühlte sich Bill durch die Fluten, dann sackte er weg.

Er stieß mit den Knien auf Grund.

Das Ufer!

Geschafft!

Auf allen vieren kroch der Reporter voran. Wellen umspülten ihn, trugen ihn weiter. Bill stolperte, fiel, raffte sich auf, spürte die helfenden Hände unter seinen Achseln, und es war Suko, der ihn aufs Trockene zog.

Im Sand fiel Bill einfach um. Er hatte Arme und Beine von sich gestreckt wie ein lebloser, großer, auf dem Rücken liegender Käfer. Anlaufende Wellen leckten noch um sein linkes Hand- und Fußgelenk, doch das war Bill egal.

Der Reporter war völlig erschöpft.

Er bekam nicht mit, wie Suko sich um Tom Jeffers bemühte und mit den Rettungsversuchen begann.

Er bewegte die Arme vor und zurück, preßte seine Hand auf dessen Brust, versuchte es mit Mund-zu-Mund-Beatmung, pumpte das Wasser aus dem Körper und horchte hin und wieder nach dem Herzschlag.

Und es schlug.

Allerdings sehr, sehr schwach.

Suko gab nicht auf. Er wollte ein Menschenleben retten und konzentrierte sich dabei so sehr auf seine Aufgabe, daß er die Umgebung nicht im Auge behielt.

Aus diesem Grunde sah er auch nicht die beiden Landsknechtsfiguren, die sich vom Waldrand her lösten und mit stoßbereiten Lanzen auf den am Boden hockenden Suko zuschritten, der ihnen zudem noch seinen ungedeckten Rücken bot…

***

Mir war klar, daß Jean, der Diener, nicht bluffte. Er würde mich, ohne zu zögern, in den Rücken schießen, wenn ich seinen Befehlen nicht Folge leistete.

Mit meinem Kreuz konnte ich gegen ihn nichts ausrichten. Jean war kein Dämon. »Geh schon«, forderte er mich auf, »oder soll ich dir erst

eine Kugel verpassen?«

Ich schlug den Weg nach links ein, um auf den Hauptpfad zu gelangen. Schon bald knirschte Kies unter meinen Schuhen. Rechts und links sah ich die gepflegten, wohlgestutzten Hecken. Sie waren auch zu dieser Jahreszeit grün. Hin und wieder wurde die grüne Wand von den Denkmälern unterbrochen.

Die hielt ich besonders im Auge und vor allen Dingen den übergroßen Bogenschützen, denn er erschien mir der gefährlichste Gegner von allen zu sein.

»Stopp!« Jeans Befehl war nicht zu überhören, und ich blieb stehen.

»Jetzt dreh dich um, Sinclair!«

Ich gehorchte.

Er stand etwa vier Schritte vor mir und hielt die Beretta in der rechten Hand. In seinen Mundwinkeln klebte ein böses, triumphierendes Lächeln. Dann streckte er die linke Hand aus. »Gib es her!« forderte er mich auf.

»Was?«

»Dein Kreuz, Sinclair!«

***

»Nein!« Automatisch drang das Wort über meine Lippen. Wenn ich mich von allem freiwillig oder unter Druck trennte, aber nicht von dem magischen Kruzifix.

»Willst du eine Kugel? Ist dir das Kreuz soviel wert, daß du den Tod dafür riskierst?«

»Was willst du damit anfangen?« fragte ich ihn.

»Meinst du, ich hätte nicht gesehen, welch eine Wirkung dieses Kruzifix hat? Denkst du, ich bin blind? Du hast damit die Steinfigur erledigt. Die Kräfte, die in diesem Kreuz schlummern, sind gefährlich. Verdammt gefährlich sogar. Und aus diesem Grund wirst du mir diesen Talisman geben, oder es passiert was!«

»Du kannst es dir holen!« Ich reizte das Spiel höher.

Doch Jean blieb gelassen. »Gut, Sinclair, du hast es nicht anders gewollt, dann eben die Kugel!«

Ich sah es dem Kerl am Gesicht an, daß er fest entschlossen war, mich zu erschießen. Dieser Diener war wahnsinnig in seinem Hass und seiner Verblendung. Er achtete kein Menschenleben mehr.

»Halt«, sagte ich und atmete tief durch, als ich sah, wie sich der Mann vor mir entspannte. »Du bekommst das Kreuz.«

Jean lachte. »Das habe ich mir fast gedacht!« kicherte er. »Wenn's ans Sterben gehen soll, kneifen auch die größten Helden.«

Ich erwiderte nichts darauf, sondern konzentrierte mich voll auf die vor mir liegende Aufgabe.

Von meinem Kreuz würde ich mich nicht trennen, denn gab ich es

aus der Hand, war ich waffenlos.

Das Kreuz hing an einer Silberkette um meinen Hals. Ich nahm beide Arme hoch in Nackenhöhe und tat, als würde ich den schmalen Verschluß suchen.

Jean achtete auf den oberen Teil meines Körpers, nicht auf die untere Hälfte.

Meine rechte Fußspitze hatte sich bereits eine kleine Kuhle in den Kies gegraben. Noch wartete ich ab.

»Mach schon!« hetzte er. »Los, verdammt…«

»Ja, okay, ich…«

Da schnellte mein Fuß vor.

Kies spritzte dem Alten wie Hagelkörner entgegen, während ich mich reaktionsschnell zur Seite warf.

Er schoß nicht, er war viel zu überrascht. Seine Hände fuhren hoch zum Gesicht, die Mündung der Waffe wies in den bleigrauen Himmel, und wie von einer Startrampe abgefeuert, war ich bei ihm.

Ich schlug aus vollem Lauf zu.

Der Alte schrie auf, als meine Faust ihm die Pistole aus den Fingern prellte. Ich wollte ihn nicht ins Gesicht schlagen. Der Mann war kein Gegner für mich, aber eine Lehre sollte er bekommen.

Er krümmte sich und hielt seinen Arm, während ich einige Meter zur Seite lief und hastig meine Beretta aufhob.

Jetzt fühlte ich mich wohler.

Jean hatte sich hingehockt. Noch immer hielt er seinen geprellten Arm umklammert. Ich ging zu ihm.

Er sah mich kommen und hob den Kopf. »Das wird dir nichts nützen«, keuchte er. »Sie machen dich fertig, sie töten dich.«

Am Kragen seiner Jacke zog ich ihn hoch. »So siegessicher würde ich an deiner Stelle nicht sein, mein Freund. Wir werden nicht in den Park hineingehen, sondern uns woanders umschauen. Ich bin sicher, daß euer Haus noch einige Geheimnisse verbirgt. Los jetzt!«

Er stemmte sich gegen meinen Griff und attackierte mich. Mit beiden Fäusten schlug er auf mich ein, und ich konnte ihn nur mit zwei Schlägen ins Gesicht bremsen.

Wieder sackte er zusammen.

»Reicht das?« fragte ich hart.

Da hörte ich das Zischen hinter mir, sprang zur Seite, und im selben Atemzug wischte der Pfeil neben mir in den Boden.

Ich kreiselte herum.

Und sah den Bogenschützen.

Das Monster marschierte bereits in meine Richtung und hatte schon den zweiten Pfeil auf die Sehne gelegt…

***

Ein breiter Wasserstrahl sprudelte aus Tom Jeffers Mund. Suko bemühte sich noch immer um den jungen Reporter. Allmählich kehrte wieder etwas Farbe in sein Gesicht zurück. Das Blau der Lippen verschwand, und auch das Herz pumpte wieder stärker.

Aber noch war Tom nicht über dem Berg.

Der Chinese kämpfte verzweifelt weiter. Die Arme hoch, dann wieder zurück, die Arme hoch und dann…

Suko war in Schweiß gebadet, aber er gab nicht nach.

Mittlerweile erholte sich auch Bill Conolly von den Strapazen. Er besaß eine ausgezeichnete Konstitution, hatte aber zuviel Wasser geschluckt, was bei ihm nun Übelkeit verursachte.

Bill mußte sich übergeben.

Er wälzte sich herum, drückte sich dann auf die Knie hoch und spie das Wasser aus. Dabei hatte er das Gefühl, daß ihm sämtliche Adern platzen würden.

Und dann, als er wieder hoch schaute, sah er die beiden Landsknechte. Im ersten Augenblick hielt Bill Conolly die Figuren für eine Halluzination. Er wischte sich über die Augen, öffnete sie wieder, doch das Bild blieb.

Die wie Standbilder aussehenden Landsknechte bewegten sich. Und verdammt schnell sogar.

Ihr Ziel war Suko.

Sie schritten hintereinander, und der vorderste von ihnen hob bereits eine Lanze zum Stoß.

Bill wollte einen Warnschrei ausstoßen, doch nur ein Krächzen drang aus seinem Mund. Statt dessen begann er zu würgen.

»Su… ko…« Nur mit äußerster Mühe brachte der Reporter einen Ton hervor. Der Chinese hatte ein sehr feines Gehör.

Er wandte den Kopf.

Bill schaute ihn an, und Suko bemerkte am Gesichtsausdruck des Reporters, daß etwas nicht stimmte.

Der Chinese wußte, was er zu tun hatte. Er schnellte zur Seite, rollte sich über den feuchten Sandboden und sah seine beiden Gegner. Im Augenblick hatte er nur einen Gedanken. Er mußte weg von dem hilflosen Tom Jeffers, um das Monster auf sich zu ziehen.

Noch hatte der Landsknecht nicht die günstigste Entfernung für einen zielgenauen Lanzenwurf.

Zwei Schritte noch…

Da zog Suko seine Beretta.

Die Ereignisse überstürzten sich, denn im selben Augenblick schleuderte die lebende Steinfigur die Lanze.

Der Chinese kam nicht mehr dazu, den Stecher durchzuziehen, die Lanze war schneller.

Sie zischte auf ihn zu und rammte eine Haaresbreite neben seinem

Körper in den Boden, wobei sie Sukos rechten Jackettärmel an den Boden nagelte.

Suko klemmte fest. Er konnte den Arm mit der Waffe nicht mehr anheben. Er mußte die Lanze erst aus dem Boden ziehen.

Mit der linken Hand packte Suko zu. Noch bevor er die Lanze aus dem Boden reißen konnte, war der Landsknecht bei ihm. Suko sah seinen Schatten über sich fallen.

Dann warf sich der Landsknecht auf ihn.

Blitzschnell zog Suko die Beine an.

Er stieß sie heftig vor, traf damit die Brust des Monsters und schnellte seine Füße kraftvoll ab.

Die lebende Figur flog zurück.

Der Chinese gewann einige Sekunden.

Aber auch Bill Conolly war inzwischen nicht untätig geblieben. Nur zwei Schritte von ihm entfernt lag der Einsatzkoffer. Obwohl Bill am liebsten für Stunden ausgeruht hätte, riß er sich zusammen, robbte auf den Koffer zu und öffnete den Verschluss.

Die Dämonenpeitsche steckte im Innern des Deckels.

Bill riß sie heraus, stemmte sich auf die Beine, torkelte dabei wie ein Betrunkener und lief in Schlangenlinien auf den zweiten Landsknecht zu.

Der sah den Reporter kommen, blieb stehen und hob die Lanze. Wuchtig schleuderte er sie vor.

Bill tauchte weg.

Dann aber war er an der Reihe. »Stirb, verdammte Bestie!« brüllte er, bewegte die schmale Röhre einmal im Kreis, und schon züngelten drei gelbgrün schillernde Riemen aus der Öffnung hervor.

Der Landsknecht wußte nicht, wie ihm geschah, als er von dem Reporter angegriffen wurde.

Wild schwang Bill Conolly die Peitsche, und dann schlug er aus der Drehung und ungeheuer wuchtig zu.

Die drei magischen Peitschenriemen klatschten gegen die Brust des Monsters.

Der Landsknecht blieb stocksteif stehen. Plötzlich wurde er wieder zu Stein, während Bill Conolly schwer atmend zurücktrat und dem Verfall der Figur zuschaute.

Die Peitschenschnüre hatten bereits Streifen in die Masse der Figur gerissen. Nach Schwefel riechender Rauch quoll daraus hervor, und im nächsten Moment platzte die Figur förmlich auseinander. Nach allen Seiten flogen die einzelnen Steine weg. Bill zog hastig den Kopf ein, weil er Angst hatte, getroffen zu werden. Doch die Steine lösten sich noch mitten im Flug auf, wurden zu Staub, der langsam dem Boden entgegenrieselte.

Ein Schuß machte den Reporter abermals munter.

Suko hatte gefeuert.

Auch ihm war es gelungen, sich aus seiner mißlichen Lage zu befreien.

Er hatte genau gezielt und die Silberkugel in den Schädel des Monsters gesetzt. Allmählich bröckelte das Untier auseinander, bis nur noch Staub zurückblieb.

Auch die Lanze löste sich auf, und die Umgebung sah aus, als wenn nichts geschehen wäre.

Bill ließ sich auf die Knie fallen und atmete tief durch. »Das war knapp!« keuchte er, als Suko neben ihm stehen blieb.

Der Chinese nickte.

»Was ist mit Tom?« wollte der Reporter wissen.

»Er lebt.«

»Ein Glück.«

Suko streckte seine Hand aus. »Komm, ich helfe dir hoch. Wir dürfen jetzt nicht hier hocken bleiben. John wird es nicht leichter haben als wir. Wer weiß, ob er es überhaupt geschafft hat.«

Bill ließ sich auf die Beine ziehen. »Jetzt wissen wir wenigstens, was uns hier erwartet!« schnaubte er.

Suko nahm inzwischen den Koffer an sich, während Bill sich um seinen jungen Kollegen kümmerte.

Tom Jeffers war noch immer mehr tot als lebendig.

»Den können wir nicht mitnehmen«, sagte Bill.

»Aber wir müssen zum Haus.«

»Dann muß eben einer von uns hier bleiben«, schlug Bill Conolly vor.

»Und wer?«

Bill lächelte. »Ich habe zwar keine Angst, aber ich glaube, du bist besser in Form. Ich bleibe hier. Laß mir nur eine anständige Waffe zurück.«

»Du hast sie schon«, meinte Suko. »Die Dämonenpeitsche. Behalte sie, und gib auf dich acht.«

Mit diesen Worten verschwand der Chinese im nahen Wald.

***

Wie die anderen, so bewegte sich ebenfalls der steinerne Bogenschütze: eckig und ungelenk.

Aber in einem war er verdammt schnell.

Im Abschießen der Pfeile! Er holte sie aus einem an seiner Hüfte hängenden Köcher.

Rasend schnell fegte der zweite Pfeil heran. Mit einem riskanten Sprung brachte ich mich in Sicherheit. Schräg von oben nach unten zischte der Pfeil an mir vorbei.

Im nächsten Moment hörte ich einen dumpfen Schlag und einen Aufschrei. Ich drehte mich um.

Der Pfeil hatte nicht mich getroffen, sondern den am Boden liegenden Jean. Er war in seine Brust gefahren.

Der dritte Pfeil.

Er rasierte mir fast ein paar Haare vom Kopf. Ich sprang geduckt zurück, packte den Diener und zog ihn hastig mit, bis er in Deckung eines Gebüschs lag.

Inzwischen walzte der Bogenschütze unaufhaltsam näher. Hastig beugte ich mich über den Diener.

Er hatte die Hände zu Fäusten geballt, und der Schleier des Todes lag bereits über seinen Augen. Jean war nicht mehr zu helfen. Das Schicksal, das er mir zugedacht hatte, ereilte nun ihn.

Ich schluckte hart, als ich ihm die Augen zudrückte. Der letzte Dienst, den ich dem Mann erweisen konnte.

Dann aber wurde es für mich höchste Eisenbahn, denn ich hörte bereits die Schritte des unheimlichen Bogenschützen.

Ich peilte über den Rand des Gebüschs hinweg.

Nicht nur der Bogenschütze kam auf mich zu, sondern auch die anderen lebenden Denkmäler und Figuren. Sie hatten ihre Podeste verlassen und stampften auf mich zu.

Sie wollten mich vernichten.

Der Weg nach vorn war mir versperrt. Blieb nur noch der Rückzug ins Haus.

Ich schluckte, denn der Anblick dieser Gestalten war makaber. Jede Figur schien mit einer grüngelb schillernden Aura umgeben zu sein. Die Konturen waren nicht so klar und deutlich zu erkennen, sie zerflossen leicht.

Die Magie wurde voll wirksam.

Ich sah zwei römische Legionäre, Soldaten aus den beiden Weltkriegen, als krassen Gegensatz dazu germanische Krieger, die mit Keulen und Speeren bewaffnet waren. Dann wieder Ritter, Landsknechte, einen Wikinger mit einer gewaltigen Streitaxt und zwei Reiter, deren Pferde seltsam steif daher schritten. Bis zum Haus mußte ich eine freie Strecke überwinden. Ich tauchte hinter dem Gebüsch hervor und lief im Zick-zack auf das Haus zu.

Der Wikinger war mir am nächsten. Glasklar erkannte ich, daß ich es nicht schaffen würde. Ich mußte mich stellen.

Aus der Drehung heraus feuerte ich, als das Monster gerade seine Streitaxt werfen wollte.

Meine Silberkugel saß. Der Wikinger blieb mitten in der Wurfbewegung stehen, versteinerte wieder und zerfiel dann.

Ich atmete auf. Hetzte dann aber weiter und rannte auf die Rückseite zu. Schüsse.

Plötzlich pflügten links neben mir Kugeln das Erdreich auf. Ich hörte das Tackern eines Schnellfeuergewehres, jagte im Zickzack weiter und

schlug Haken wie ein Hase.

Wenn mich eine Kugel traf, war ich verloren.

Durch die normale Eingangstür konnte ich nicht. Ich mußte mich darauf verlassen, daß das Haus noch einen Hintereingang hatte.

Durch eine aus vollem Lauf riskierte Hechtrolle entging ich auch der nächsten Salve, flitzte um die Hausecke, erreichte die Rückseite und suchte nach einem Eingang.

Ich sah eine Tür.

Sie war verschlossen.

Ein paar Mal rüttelte ich an der Klinke. Die Tür blieb zu. Vor Wut biß ich mir auf die Lippen. Viel Zeit blieb nicht mehr. Die Fenster waren ziemlich hoch. Wenn alles nichts half, wollte ich eine Scheibe einwerfen und auf diesem Weg versuchen, ins Haus zu klettern.

Da klirrte links von mir Glas.

Mein Blick zuckte in die Richtung.

Hinter der zerstörten Scheibe sah ich Lydia La Grange. Ihr Gesicht war verzerrt. »Bastard!« brüllte sie und stieß im nächsten Moment mit dem Lauf einer Maschinenpistole die restlichen Splitter aus dem Rahmen.

»Stirb endlich!« keifte sie und feuerte…

***

Suko hetzte durch den dschungelähnlichen Wald. Er war in Schweiß gebadet, und er hatte Angst um mich.

Denn Suko hatte die Schüsse vernommen. Er nahm an, daß ich mich nicht mehr allzu weit von ihm entfernt befand.

Suko verdoppelte seine Anstrengungen. Wild brach er durch das Unterholz. Er hatte die Zähne zusammengebissen, ließ sich nicht durch querstehende Äste aufhalten, die gegen seinen Körper peitschten.

Dann hatte Suko den Wald hinter sich.

Vor ihm lag der Park.

Der Chinese sah die Figuren.

Meist überragten sie die wohlgestutzten Hecken, und sie alle schritten in eine bestimmte Richtung.

Auf das Haus zu, von dem Suko nur das Dach erkennen konnte.

Da hörte der Chinese neben sich ein Geräusch.

Ein wild aussehender, grünlich schimmernder germanischer Krieger schwang seine Keule. Es war ein mörderisches Ding, mit dem man einen Ochsen töten konnte.

Die Keule pfiff heran.

Suko ließ sich kurzerhand nach hinten fallen. Er spürte noch den Luftzug, so dicht pfiff die Keule an ihm vorbei, krachte gegen einen Baum und fetzte dort die Rinde ab.

Dann konterte Suko.

Eine Kugel wollte er nicht vergeuden, aber wozu hatte er seinen Silberdolch eingesteckt?

Suko zog die Waffe und stieß seinen rechten Arm vor.

Die Figur war ziemlich unbeweglich, das Material auch nicht hart, so daß der Messerstich volle Wirkung brachte.

Halb gebückt blieb das Monster stehen, versteinerte und zerfiel zu Staub, das über Sukos Arm rieselte.

Der Chinese atmete auf.

Ein Gegner weniger.

Aber dafür wuchsen fünf andere nach.

Doch Suko mußte zum Haus. Er wußte mich in Gefahr und setzte alles auf eine Karte.

Geduckt sprintete er los. Suko nahm nicht den Hauptweg, sondern lief über Nebenwege, wo er weniger Monster vermutete.

Bis er vor sich die Rücken zweier Reiter sah.

Jetzt war der Weg versperrt.

Eine Abzweigung gab es auch nicht. Wenn Suko weiterwollte, mußte er an den beiden vorbei.

Zwei Kugeln steckten noch im Magazin.

Doch Suko nahm das Messer. Fest umklammerte seine rechte Hand den Griff. Dann hetzte der Chinese mit langen, lautlosen Sprüngen auf die beiden Monster zu…

***

Die Frau mußte den Verstand verloren haben. Aber welcher Gangster oder Verbrecher besaß schon Verstand?

Ich flog nach vorn.

Etwas anderes blieb mir gar nicht übrig. Nach rechts oder links konnte ich nicht ausweichen, die Garbe hätte mich bestimmt erwischt.

So aber geriet ich in den toten Winkel. Hart prallte ich gegen die Wand, während über mir das Blei hinwegpfiff und den Boden aufpflügte.

Als Lydia La Grange merkte, daß sie mich nicht getroffen hatte, stellte sie das Feuer ein und schrie wütend: »Ich kriege dich noch, Sinclair. Verlasse dich darauf!« Eine Antwort gab ich nicht. Ich löste mich auch nicht von der Stelle, schielte nach oben und entdeckte keinen MP-Lauf mehr. Himmel, das war knapp gewesen. Mit dem Handrücken wischte ich mir den Schweiß von der Stirn.

Dieser Fall – zuerst als kleine Wochenendüberraschung gedacht – hatte es in der Tat in sich.

Die Szene hatte Zeit gekostet, und meine »Freunde«, diese steinernen Monster, waren natürlich nicht stehen geblieben. Ich sah sie, als ich einen Blick schräg zurückwarf.

Sie hatten den zum Haus führenden Hauptweg jetzt hinter sich gelassen und teilten sich.

Die Idee war gar nicht schlecht. So konnten sie mich von zwei Seiten in die Zange nehmen.

Dieser Garten entwickelte sich langsam aber sicher zu einem regelrechten Alptraum. Das Fenster mit der zerstörten Scheibe war natürlich eine Art Einladung für mich. Aber wenn ich da jetzt durchkletterte, wäre ich rasch ein toter Mann. Bestimmt lauerte die Frau irgendwo im Hintergrund des Zimmers und wartete darauf.

Nein, ich mußte mir schon etwas anderes einfallen lassen.

Geduckt huschte ich ein paar Schritte weiter. Dabei hielt ich mich dicht an der Hauswand und stolperte fast über ein Kellerfenster.

Das war die Lösung!

Mit dem Pistolenkolben schlug ich die mit Spinnweben und Dreck verklebte Scheibe ein. Ich mußte zweimal zuschlagen, da die Scheibe ziemlich dick war.

Das Fenster schloß mit dem Erdboden ab. Zuerst steckte ich die Füße in das Loch, hoffte, daß mich keines von den Monstern dabei beobachtete, und rutschte dann mit dem Oberkörper nach.

Muffiger, feuchter Geruch schlug mir entgegen. Dazu kam eine Dunkelheit, in der ich nicht die Hand vor Augen sehen konnte. Wie ein Blinder tastete ich mich die ersten Schritte voran, stieß mir das Schienbein, blieb stehen, fluchte lautlos über den Schmerz im Bein und holte dann erst mein Feuerzeug aus der Tasche.

Als ich es anknipste, tanzte der Widerschein der Flamme über die rauhen Wände, die naß und feucht glänzten. Die Nähe des Wassers machte sich auch hier bemerkbar. Gestoßen war ich gegen eine alte Holzkiste. Sonst sah ich keine weiteren Gegenstände. Dafür aber eine dicke Bohlentür, von der ich hoffte, daß sie nicht verschlossen war.

Sie war es nicht.

Warum sollte ich nicht auch mal Glück haben in diesem vertrackten Fall? Bisher war ich nur immer den anderen hinterher gerannt, doch das sollte sich ändern. Plötzlich fielen mir meine Freunde ein. An ihr Schicksal hatte ich in all den Aufregungen der letzten Stunde gar nicht gedacht. War diese Seeschlange, von der Lydia La Grange gesprochen hatte, wirklich aufgetaucht? Und hatte sie Suko, Bill und Tom angegriffen?

Ich wußte nichts, und gerade diese Ungewißheit war für mich so schlimm.

Aber vielleicht konnte mir Lydia La Grange Auskunft geben. Ich wollte sie auf jeden Fall fragen. Ferner würde ich sie zwingen, diese verdammten Monster zu stoppen, denn nur sie war wahrscheinlich dazu in der Lage. Wie ich alle ausschalten sollte, war noch die große Frage. Ich konnte mir schlecht vorstellen, daß ich sie einzeln anging

und mit einer Silberkugel tötete. Wenn man vielleicht die Quelle der Magie zerstörte, dann waren auch die Monster nicht mehr gefährlich.

Ich schlug mir die Gedanken vorerst aus dem Sinn und konzentrierte mich auf die nächsten Aufgaben.

Hinter der Tür fand ich einen Kellergang. Er war gerade so hoch, daß ich nicht mit dem Kopf gegen die feuchte Decke stieß. Auf Zehenspitzen schlich ich durch den Gang. Ich rechnete damit, von irgendwelchen lebenden Steinfiguren angegriffen zu werden, deshalb hielt ich auch meine Beretta in der rechten Hand. Denn wer konnte schon wissen, was sich in diesem Haus noch alles verbarg?

Ich war fast enttäuscht, als ich unangefochten die Treppe erreichte, die mich nach oben brachte und ebenfalls vor einer Tür endete.

Lautlos huschte ich die Stufen hoch, legte mein Ohr gegen das Holz und lauschte. Kein Geräusch, keine Schritte – nichts.

Wahrscheinlich kam ich an einer dem Eingang genau entgegen gesetzten Stelle des Hauses heraus. Und Lydia La Grange war eine einzelne Person. Sie konnte ihre Blicke nicht überall haben.

Auch diese Tür fand ich nicht verschlossen. Die Frau fühlte sich in ihrem Haus sicher. Das konnte sie auch, denn vor Eindringlingen schützten sie ihre steinernen Monster.

Behutsam drückte ich die Klinke herunter, öffnete die Tür einen Spalt und peilte in den dahinter liegenden Raum, wobei ich meinen Pistolenlauf durch die Öffnung steckte.

Durch hohe Fenster fiel schwaches Licht, das eine Art Dämmerzustand schuf. Dieses Zimmer schien nicht benutzt zu werden, denn ich sah Möbelstücke, die mit Tüchern abgedeckt waren. Nur ein Schrank stand frei im Raum. Auf ihm lag eine fast fingerdicke Staubschicht. Auch der Teppich war vom Staub wie gepudert. Als ich darüber schritt, hinterließen meine Schuhe regelrechte Abdrücke.

Ich bewegte mich zum Fenster, blieb dicht neben den Vorhängen stehen und lugte durch die Scheibe.

Ich schaute in einen Teil des Gartens, in dem ich noch nicht gewesen war. Dort waren die Büsche längst nicht so gepflegt wie an der Vorderseite. Ich wollte mich schon zurückziehen, als ich eine Bewegung zwischen den Büschen bemerkte.

Ein lebendes Denkmal.

Hier befanden sie sich also auch.

Und der Steinerne näherte sich dem Haus. Es war ein lebendes Reiterstandbild. Die Pferdehufe drückten das Gras nieder und teilten kleinere Büsche und Sträucher. Plötzlich glaubte ich meinen Augen nicht mehr zu trauen. Hinter dem Reiter tauchte eine wuchtige, geschmeidige Gestalt auf.

Suko, der Chinese!

Lautlos hetzte er auf den Reiter zu. Ein Messer mit geweihter

silberner Klinge hielt er in der rechten Hand.

Suko sah mich nicht, sondern hatte nur Augen für den Reiter. Als er nahe genug an ihm heran war, stieß er sich vom Boden ab und auf den Reiter zu.

Wie ein Artist sprang Suko durch die Luft. Ich sah das Messer noch einmal aufblitzen, dann wurde der Reiter nach hinten gerissen, fiel vom Gaul, wurde zu Stein und zerfiel.

Suko nahm das Messer, stellte sich kampfbereit hin und schaute sich suchend um. Wenn er es geschafft hatte, dann die anderen sicherlich auch. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Ich klopfte gegen die Scheibe.

Suko hatte ein ausgezeichnetes Gehör. Sofort schaute er in meine Richtung.

Ich stellte mich vor das Fenster, hob den rechten Arm und spreizte Mittel- und Zeigefinger zu einem V. Das Zeichen – unser Zeichen.

V – wie Victory.

Wir hatten gewonnen. Das heißt, fast.

Der Chinese schaute sich erst sichernd um, bevor er zum Fenster huschte. Ich machte eine beruhigende Handbewegung und suchte nach dem Riegel. Er war völlig verrostet und verklemmt. Ich probierte es zweimal, aber das Fenster ließ sich nicht öffnen.

Die Scheibe einzuschlagen, erschien mir zu riskant. Man hätte das Geräusch zu leicht innerhalb des Hauses hören können. Ich schüttelte den Kopf und hob die Schultern.

Suko verstand.

Es war gut zu wissen, einen Mann wie ihn als Rückhalt zu haben. Als ich zum zweiten Mal hinschaute, war der Chinese verschwunden. Als hätte er sich in Luft aufgelöst.

So etwas verstand Suko. Irgendwie würde er es sicher schaffen, in das Haus einzudringen.

Ich aber wandte mich der Zimmertür zu. Sie war ziemlich hoch, wie man es oft in Häusern dieser Art fand. Sie reichte fast bis zur Decke. Die Tür war weiß angestrichen, doch an zahlreichen Stellen blätterte der Lack bereits ab, und das matte graugrüne Holz kam zum Vorschein. Die Messingklinke hatte ebenfalls bereits Patina angesetzt. Als ich sie nach unten drückte, ging die Tür fast von selbst auf.

Ich drückte sie nach außen und erreichte einen kahlen Raum, der mehr einem Durchgang zu dem nächstliegenden Zimmer glich.

Und aus dem Zimmer hörte ich eine Stimme.

Lydia La Granges Stimme.

Sie sprach entweder mit sich selbst oder mit einem Besucher, den ich bisher noch nicht gesehen hatte.

Mein Herz schlug plötzlich schneller. Ich wußte, daß ich dicht vor einer Entscheidung stand.

Ich hatte nur Augen für die Tür und achtete deshalb nicht auf meine Umgebung. Links hatte der Raum drei hohe Fenster.

Das mittlere wurde plötzlich durch einen vehementen Schlag zerstört. Selbst der Rahmen krachte zusammen mit einem gewaltigen Splitterregen in das Zimmer hinein.

Ich wirbelte mit schußbereiter Waffe herum – und starrte auf die Gestalt des steinernen Bogenschützen…

***

Es war schon ein makabres Bild, das sich mir bot. Der Bogenschütze war noch größer als das Fenster. Und jetzt stieg er mit einem gewaltigen Schritt in den Raum. Er war gewissermaßen das Supermonster, das erste Geschöpf des Teufels.

Der Fußboden wankte und knirschte, als der Bogenschütze in den Raum stieg. Dabei hielt er seine Waffe schußbereit, entdeckte mich und drückte ab.

Sirrend schnellte der Pfeil von der Sehne.

Mit einem tollkühnen Sprung brachte ich mich in Sicherheit. Das Monster aber legte sofort einen zweiten Pfeil auf.

Bis zur Decke reichte der Koloß. Da ich auf dem Boden lag, kam er mir noch größer vor. Ich merkte nicht, daß die Tür zum anderen Raum aufgerissen wurde und Lydia La Grange erschien.

»Töte ihn!« keifte sie. »Schieß ihm einen Pfeil in die Brust!«

Ich rollte mich zur Seite, und Pfeil Nummer zwei drang mit einem dumpfen Schlag in den Fußboden, wo er mit zitterndem Schaft stecken blieb.

Dann aber war ich an der Reihe.

Zweimal bellte meine Beretta auf.

Der Bogenschütze war dabei, erneut einen Pfeil auf die Sehne zu legen, als ihn die Kugeln trafen.

Zwei Silbergeschosse jagte ich dem steinernen Dämon entgegen, und beide brachten den gewünschten Erfolg.

Sie zerstörten die Kreatur.

Zuerst fielen die Arme nach unten und mit ihnen Pfeil und Bogen. Mitten in der Bewegung versteinerten sie, um dann als erste zu Asche zu zerfallen.

Im nächsten Augenblick wurde der gesamte Körper des unheimlichen Bogenschützen starr. Dann knirschten seine Gelenke. Risse bildeten sich, wurden breiter und länger, und plötzlich platzte die Figur auseinander.

Es waren Geräusche zu hören wie bei einem Vulkanausbruch. Und dazwischen vernahm ich die hysterischen Schreie der Lydia La Grange.

Irgendwie konnte ich ihre Reaktion sogar verstehen. Sie hatte voll

auf den Bogenschützen gesetzt und verloren.
Die abgebrochenen Einzelteile zerrieselten zu mehligem Staub, der von dem durchs offene Fenster blasenden Wind hoch gewirbelt wurde und als lange Fahnen im Zimmer schwebte.
Ich aber war zufrieden.
Vorerst.
Noch hatte ich nicht die Quelle dieser schlimmen Magie ausgeschaltet. Und ich glaubte nicht so sehr, daß es Lydia La Grange war, sondern die Nachbildung des Schwarzen Todes. Dieses kleinere, jedoch naturgetreue Skelett mußte ich vernichten, sonst würde es nie Ruhe geben.
Ein harter Knall riß mich aus meinen Gedanken.
Lydia La Grange hatte die Tür zugeschlagen.
Ich beging nicht den Fehler und stürmte wie ein Wilder hinter ihr her. Schließlich hatte sie noch die Maschinenpistole. Behutsam öffnete ich die hohe Tür und preßte mich dabei an die Wand, wo ich vor einer Kugelgarbe sicher war.
Die Frau schoß nicht. Wahrscheinlich dachte sie in ihrer Aufregung gar nicht daran. Mir war es recht so.
Ich schlüpfte durch den Türspalt und fand mich in dem Raum wieder, den ich bereits kannte.
Hier hatte mir Lydia La Grange das Skelett gezeigt. Und hier befand sich ihre Werkstatt.
Es war finster.
Keine Kerze brannte, und die Fenster waren durch Vorhänge verdeckt.
Ich huschte von der Tür weg und preßte mich gegen die Wand, wo ich erst einmal stehen blieb, um zu lauschen.
Zum Fenster wagte ich nicht zu laufen, da ich nicht scharf auf irgendwelche Überraschungen war.
Ich versuchte meinen Atem so unter Kontrolle zu halten, daß kaum etwas zu hören war.
Es war still.
Kein Geräusch.
Und doch befand ich mich nicht allein in dem Raum. Ich fühlte es, merkte es am Kribbeln meiner Fingerspitzen.
Minuten vergingen.
Da beschloß ich, die Initiative zu übernehmen. »Lydia La Grange«, sagte ich, »zeigen Sie sich. Es hat keinen Zweck mehr. Sie haben verloren.«
Nach diesen Worten huschte ich einige Schritte nach links, um den Standpunkt zu wechseln.
Wie gut ich daran tat, merkte ich einen Herzschlag später. Plötzlich zuckten gelbrote Mündungsflämmchen auf, zerrissen wie kleine

Lichtbomben die Dunkelheit. Und neben mir hackte das Blei in die Wand.

Ich rollte mich weiter.

Jetzt hätte ich zurückschießen können, doch eine Frau hielt die Waffe. Ich konnte es einfach nicht.

Dann verstummte die MPi.

Im nächsten Augenblick hörte ich einen Fluch und dann ein mehrfaches Klicken kurz hintereinander.

Lydia La Grange hatte sich verschossen.

Ich hetzte vom Boden hoch, sprintete auf ein Fenster zu und riß den Vorhang beiseite.

Graues Tageslicht fiel durch das Fenster und erfüllte einen Teil des Zimmers. Madame La Grange hielt sich im Hintergrund des Raumes auf, dort, wo das Licht nicht hinreichte. Ich sah nur die Umrisse von ihr.

Sie hielt die leer geschossene Maschinenpistole noch in der Hand.

Langsam schritt ich auf die Herrscherin der Insel zu. »Es ist vorbei, Madame La Grange«, sagte ich. »Endgültig…«

Sie starrte mich an und sagte nichts. Doch an ihrem Blick erkannte ich, daß sie noch nicht aufgegeben hatte. Sie wollte es einfach nicht wahrhaben, daß das, was sie in all den Jahren aufgebaut hatte, plötzlich zusammengebrochen war.

Ich hatte meinen rechten Arm sinken lassen. Die Mündung der Beretta wies zu Boden.

»Nein, Sinclair!« keuchte sie. »Noch ist nicht alles vorbei: Ich werde dich vernichten. Ich habe Freunde…«

Sie schrie auf und warf mir in einem plötzlichen Anfall von Wut die schwere Maschinenpistole entgegen.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Mir blieb nicht mehr die Zeit, rechtzeitig auszuweichen. Ich sprang zwar noch zur Seite, wurde aber vom Lauf der Waffe an der Schulter getroffen.

Es tat höllisch weh.

Lydia La Grange aber nutzte die Sekunden und verschwand durch die zweite Tür. Ich wollte hinterher, doch da hörte ich das Geräusch.

Es drang aus einer Ecke des Zimmers, die noch nicht vom hereinfallenden Tageslicht getroffen wurde.

In dieser dunklen Insel blieb ich stehen.

Etwas kam näher.

Schleifend und gefährlich…

Meine Blicke fraßen sich förmlich in die dunkle Ecke hinein. Ich sah dort die schemenhaften Bewegungen, und im nächsten Augenblick löste sich ein Körper aus der Dunkelheit.

Es war das Skelett, die naturgetreue Nachbildung meines Erzfeindes, des Schwarzen Tods…

***

Lydia La Grange war wie von Sinnen. Sie hatte die Tür hinter sich zugeschlagen, blieb mit geballten Händen stehen und keuchte: »Umbringen! Er wird ihn umbringen…!«

Sie atmete schwer und keuchend. Das sonst so sorgfältig gekämmte Haar war auseinander gefallen und hing ihr wirr in die Stirn. In den Augen leuchtete der Wahnsinn.

Lydia La Grange war am Ende.

Sie wollte es nur nicht wahrhaben.

Mit taumelnden Schritten rannte sie auf den Ausgang zu. Ihre zitternden Finger fanden die Klinke erst beim zweiten Versuch.

»Freunde!« rief sie. »Meine kleinen, lieben Freunde! Kommt her, das Haus ist offen. Tötet diesen Sinclair. Zerstört ihn!«

Sie stand auf der obersten Treppenstufe, hatte ihre Arme weit ausgebreitet und winkte die lebenden Denkmäler zu sich heran.

Sie war von Sinnen, sah den Schwertkämpfer unten vor der Treppe stehen und stürzte auf ihn zu.

»Laß dich umarmen!« rief sie. »Komm her…«

Das war genau der Augenblick, in dem Suko seine Deckung verließ. Er hatte die Frau beobachtet und sah, wie sie die Treppe hinunterlief.

Auf die lebende Figur zu.

Und der Ritter hielt sein Schwert waagerecht in der Hand, daß die Spitze nach vorn zeigte.

Es kam, wie es kommen mußte.

Sukos Warnschrei ging im wilden Kreischen der Frau unter. Lydia La Grange stürzte auf das lebende Denkmal zu. Der Ritter reagierte zu spät. Er konnte dem Schwert keine andere Richtung mehr geben.

Die Frau fiel in die Klinge hinein.

Wie im Zeitlupentempo sank sie zu Boden, und als sie mit dem Kopf auf den Kies schlug, waren ihre Augen schon gebrochen…

Lydia La Grange hatte das Schicksal ereilt, das sie ihren Gegnern gewünscht hatte…

***

Ich war irgendwie fasziniert von dem Anblick, den das Skelett bot. Diese naturgetreue Imitation meines Erzfeindes stieß mich ab und zog mich zugleich an. Die weißen Augen in dem häßlichen schwarzen Schädel bewegten sich. Sie rollten hin und her. Aus ihnen heraus strömte die Magie, die für all die Schrecken verantwortlich war.

Die Gelenke der dunklen Knochen rieben gegeneinander, als sich das Skelett voranbewegte. Die dabei entstehenden schabenden Geräusche erzeugten bei mir eine Gänsehaut. Ich wollte meinen Arm mit der Waffe heben, um die Horrorgestalt vor mir zu zerschießen, doch ich schaffte es nicht.

Mein Wille wurde von dem Skelett beeinflußt.

Drei Schritte vor mir blieb es stehen. Unsere Blicke fraßen sich ineinander. Ich spürte die unheimliche, aber ungeheuer starke geistige Strömung, die von meinem Gegner ausging. Eine Strömung, die mich lähmte und zugleich kalt und gefühllos werden ließ.

Kalt wie – Stein!

Himmel, das war es.

Ich wurde zu Stein. Ich spürte die Kälte, die an den Füßen anfing und langsam immer höher kroch, mich zu einem bewegungslosen Gegenstand machte, dessen Reaktionen nicht mehr vom Gehirn gelenkt wurden, sondern ausgeschaltet waren. Endgültig?

Ich stöhnte auf, riß mich zusammen, konzentrierte mich.

Bewegen, du mußt dich bewegen! Es ging nicht.

Ich stand unter dem Bann des schwarzen Skeletts.

Und die Kälte kroch höher.

Sie erreichte bereits meine Knie und machte sich daran, auch die Oberschenkel zu versteifen.

Ein anderes Gefühl kam noch hinzu. Die Angst!

Ich hatte plötzlich Angst, für immer und ewig zu einer Steinfigur zu werden. Unbewußt atmete ich schneller.

Das Skelett aber lachte. Aus dem Maul drang eine dröhnende Stimme, die ich nur zu gut kannte.

Sie gehörte dem Schwarzen Tod.

»Schade, daß ich nicht selbst sehen kann, wie du ausgeschaltet wirst, Geisterjäger. Aber ich habe meinem Ebenbild die Kraft der Hölle eingeimpft. All das, was es unternimmt, geschieht in meinem Sinne. Du wirst zu einer Steinfigur erstarren und für alle Zeiten hier in diesem Hause als Standbild bleiben. Das ist meine Rache. Und irgendwann werde ich einen Diener schicken, der dich zerstört, denn du bist nichts weiter als eine Figur. Aber dennoch wird dein Geist weiterleben. Du wirst all die Schrecken empfangen können, nur kannst du dich nicht mehr bemerkbar machen. Du kannst nicht um Hilfe schreien, denn schon in wenigen Sekunden versagt deine Stimme ebenfalls. Sie friert regelrecht ein. Das ist es, was ich dir sagen wollte, John Sinclair. Nun wirst du ein Denkmal!«

Die Kälte stieg weiter. Schlimm und grausam war das Gefühl, nichts mehr, aber auch gar nichts mehr unternehmen zu können. Ich war der Gefangene meines Erzfeindes.

Bis zur Hüfte spürte ich das taube Gefühl, und es kroch weiter. Höher und höher… Mein Gott…

Schon fiel mir das Atmen schwer. Ein eiserner Ring schien meine Lunge zusammenzupressen. Fingerdick lag mir der Schweiß auf der Stirn. Ich keuchte und stöhnte, starrte das schwarze Skelett an und war nicht mehr fähig, ein Wort zu sprechen.

Der Schwarze Tod triumphierte über mich aus einer anderen Dimension heraus. Unvorstellbar…

Mein Herz pumpte rasend. Noch wehrte es sich gegen das Kommando. Aber wie lange?

In meinem Schädel brauste es. Manchmal erfaßte mich Schwindel, dann wieder wurde es schwarz vor meinen Augen. Die Ohnmacht kündigte sich an.

Der Tod griff mit Krallenhänden nach mir…

Wie lange würde ich noch leben?

Zehn Sekunden, zwanzig…?

Langsam schaltete sich mein Gehirn aus. Das Denkvermögen wurde reduziert, verschwand…

Es war soweit…

Wie aus unendlicher Ferne hörte ich den Schrei, vermeinte einen Schatten zu sehen, der in den Raum hineinwirbelte. Etwas wischte durch die Luft, dann ertönte ein Poltern, und plötzlich ließ die Starre in meinem Körper nach.

»John! John, wach auf. Meine Güte…«

Ich öffnete die Augen.

Sukos Gesicht starrte mich an. Ich las die Sorge in seinen Augen, lächelte, und es gelang mir.

Ich konnte wieder lächeln.

Meine Beine und Arme gehorchten mir ebenfalls. Es war wie im Märchen. Kaum zu glauben. Ich fiel nach vorn.

Suko fing mich. Er trug mich zu einem Sessel und setzte mich hin. Tief saugte ich die Luft ein.

»Es – es war wohl etwas zuviel für mich«, sagte ich mit einer Stimme, die mir selbst unbekannt war. »Was ist mit dem Skelett?«

»Ihm habe ich den Schädel abgeschlagen«, erwiderte der Chinese und deutete nach rechts. »Dort liegt er.«

Ich folgte der Blickrichtung.

Der Schädel und der Torso des Skeletts waren im Begriff, sich aufzulösen. Neben ihnen lag ein Schwert, mit dem Suko gekämpft hatte.

»Und die anderen Monster?« fragte ich.

»Schau aus dem Fenster«, sagte Suko. »Sie lösen sich ebenfalls auf. Alle.«

Da wußte ich, daß wir endgültig gewonnen hatten. Wieder einmal hatte der Schwarze Tod einen Kampf verloren.

Und das war gut so…

***

War das eine Wiedersehensfreude, als wir Bill Conolly und Tom Jeffers am Strand wieder trafen!

Ich mußte erzählen und tat dies während der Rückfahrt. Wir nahmen das Boot, mit dem Jean sonst immer gefahren war. Die tote Lydia La Grange und ihren Diener hatten wir mit an Bord.

Die Menschen aus dem Dorf standen am Ufer, als wir anlegten. Bill fühlte sich noch am besten.

Er gab eine Erklärung ab, während Tom Jeffers den Weg zum Spritzenhaus einschlug und nach seinem Kollegen schaute.

Der versteinerte Pierre Balmain war zu Staub zerfallen. So hatte der Schwarze Tod noch ein letztes Opfer gefunden.

Ich aber setzte mich noch am selben Tag mit dem englischen Innenministerium in Verbindung. Es wurde ein langes Telefongespräch. Der diensthabende Beamte versprach, die französischen Behörden zu informieren. Es würde noch viel Papierkrieg geben, doch das war mir egal.

Ich zündete mir eine Zigarette an und ließ mir von dem Wirt unseres Gasthauses einen Calvados einschenken, der zwanzig Jahre alt war.

Er schmeckte fantastisch.

Die Menschen aber wirkten plötzlich viel gelöster und heiterer. Ich konnte sie verstehen, denn schließlich waren sie von einer schlimmen Plage befreit worden.

Ich aber dachte bereits wieder an die Zukunft und fragte mich, was der nächste Fall wohl bringen würde. Denn die Mächte der Finsternis schliefen ebenso wenig wie die Gangster oder Verbrecher auf dieser Welt. Nur war es schwer, dies den meisten Menschen begreiflich zu machen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 42 »Der Totenbeschwörer«

[2]Siehe Gespenster Krimi Nr. 168 »Die Nacht des Schwarzen Drachen«